

*Hannh
Nachschau
begn*

Der Ertrag aus dem Rest der nunmehr vergriffenen Auflage der »Volkshymne«: K 5158, ist dem Verband der Kriegsinvaliden (Wien, III. Henslerstraße 3), ein bis zum Mai sich ergebender Ertrag aus »Das Notwendige und das Überflüssige«: K 24.409 der Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland zugeführt worden.

Außer diesen und allen am Schluß der Programm-Notizen verzeichneten Abgaben wurden verschiedene Beträge dem »Haus des Kindes«, dem republikanischen Schutzfonds und anderen Zwecken zugewendet.

Die Kartenverkaufsstelle R. Lányi hat bei allen Veranstaltungen, deren voller Ertrag abgegeben wurde, auf die Provision verzichtet.

Auf dem Programm der letzten Vorlesung, während deren noch eine Spende aus dem Publikum (K 5000) überreicht wurde, war ein Ausweis über die zuletzt abgeführten Summen enthalten, der nunmehr ergänzt wird:

Für die Opfer von Blumau: K 379.701.50

Für Georgien (Chininststeuer): K 427.248

Den Hungernden in Rußland wurden bisher insgesamt — abgesehen von den unter Hinweis auf die Fackel oder die Vorträge direkt erfolgten Zuwendungen, für die hier herzlich gedankt sei — die folgenden Summen gespendet: Durch die Wiener Künstlerhilfe K 1,478.330 (darunter Spenden aus dem Publikum, Erlös aus einem Verlagswerk, aus unerwünschten Rezensionsexemplaren, einem unerlaubten Nachdruck, saisierten Porti etc.: K 164.412.50) und Mk. 3180 (Spenden aus dem Publikum). Durch die Prager Hilfsaktion 2300 tschechische Kronen.

Der Ausweis erfolgt in der Fackel, weil die Aktion, die ein so berechtigtes Interesse an jeder Bestätigung ihrer Wirksamkeit hat, sie im gegebenen Fall von der Wiener Presse nicht erlangen kann. Nicht weil diese »vergißt, daß es sich darum handelt, das Leben von Millionen von Menschen zu retten«, sondern weil sie nicht daran erinnern will, daß in einem bestimmten Fall vielleicht hundert gerettet wurden. Ja, sie würde es selbst nicht als wirkendes Beispiel veröffentlichen, wenn sie etwa der Vorstellung fähig wäre, daß dadurch weitere hundert gerettet werden könnten. Sie täte es nicht einmal für Geld. Nicht als ob sie Anstand nähme, sich von den hungernden Russen helfen zu lassen, aber lieber würde sie es ihnen noch schenken, als dafür mitzuteilen, daß es von mir kommt und ich noch am Leben bin. Wie wenig sie aber, die mit eigenen materiellen Mitteln noch nicht eingegriffen hat, imstande ist, mit ihrer publizistischen Werbekraft bei jenen Gelegenheiten zu leisten, wo sie keine persönliche Antipathie daran hindert, dem Hunger Rußlands nach der Zeilentaxe abzuhelpen, wird von Tag zu Tag klarer. Noch ehe der von mir an die »Wiener Künstlerhilfe« abgeführte Betrag erreicht war, ist das folgende

Schreiben eingetroffen, das es bestätigt und das hier nicht als Dank- und Anerkennungsattest veröffentlicht wird, sondern — schon im Zusammenhang mit jener ersten Zuschrift über die Haltung der Wiener Presse — als Bekenntnis des Standes der Aktion und als Steckbrief gegen jene Kreise, von denen sie in optimistischer Erwartung den Namen bezogen und kaum mehr als diesen bis heute bekommen hat:

Wien, 30. V. 1922

Verehrtester Karl Kraus!

Im Namen und im Auftrage unseres Präsidiums beehre ich mich Ihnen unseren wärmsten Dank für Ihre großzügige, ununterbrochene Unterstützung unserer Aktion auszusprechen, die uns durch Ihre Vorträge und Publikationen in- und außerhalb der Grenzen Deutschösterreichs zufließt.

Wir haben Ihnen, sehr geehrter Herr, schon jetzt K1,085.509 und Mk 2980 zu verdanken; es freut uns Ihnen mitteilen zu können, daß wir von Ihnen — durch den Verlag der Fackel und durch die Buchhandlung Lányi — somit den bisher größten Beitrag erhalten haben.

Hofburg, Michaelertor.

Mit Verehrung
J. B. Schweide
Österreichische Künstlerhilfe
für die Hungernden in Rußland.

Aber das genügt ja eben nicht, und deshalb will ich mehr tun. Den Künstlern, die nichts tun, wiewohl sie es könnten, ließe sich durch Zuspruch nachhelfen. Aber ich erkläre mich auch bereit, jenen, welchen bisher weder der Wert ihrer Darbietung noch der bessere Zweck — in den spärlichen Fällen, wo seiner auch nur gedacht wurde — noch der Beistand der Wiener Presse einen Ertrag sichern konnte, der ihnen eine Unterstützung der Aktion ermöglicht hätte, künftig so zu helfen, daß ich, ohne Rücksicht auf den Wert und ausschließlich im Hinblick auf den Zweck, ihre Veranstaltungen auf meinem eigenen Programm ankündige, damit das leider so mißdeutbare Wort »Künstlerhilfe« vorerst zu seinem populäreren Sinn: daß den Künstlern geholfen werde, und dadurch wieder zu der ihm angebotenen Bedeutung: daß die Künstler helfen, gelange. Man hört ja Schauderdinge von ausgestorbenen Sälen, wahren Pendants zu den russischen Elendsbildern, die zu stellen unmöglich der Zweck der Übung sein kann. Wogegen ich mit einer Intervention auf meinem Programm schon Wunderwirkungen erzielt habe. Wenn die Künstler verblendet genug sind, mein Opfer zu verschmähen, dann mögen sie das ihre selbst bringen und, eigener Kraft vertrauend wie auch der der Presse, am Werke sein, dem wichtigsten, das die heutige Welt zu leisten aufgibt. Dann ist es aber höchste Zeit, daß sie sich anstrengen, damit nicht zur Menschheitsschmach des Hungers die Künstlerschande der Unfähigkeit, ihm abzuhelpen, trete!

Nichts als Enttäuschungen

»Vom Bürgermeister der Stadt Wien«

stand auf dem Kuvert eines an mich gerichteten Schreibens, und ich glaubte schon, es werde mir entweder die Mitteilung bringen, daß mich der Gemeinderat in vertraulicher Sitzung in Würdigung meines hervorragenden Könnens auf dem Gebiete der Wiener Vortragskunst und in Anerkennung meiner Verdienste auf dem Gebiete der Wohltätigkeit zum Bürger der Stadt Wien ernannt habe, worauf ich die längste Zeit warte, oder wenigstens die auch schon eine Zeitlang erwartete Bitte um Entschuldigung, daß der Magistrat mir die Möglichkeit eröffnet hat, mich durch die k. k. Sicherheitswache vorführen zu lassen, wenn ich nicht wegen der Lustbarkeitssteuer persönlich erscheine, was ich tatsächlich bis zum heutigen Tage verschoben habe. Und es war wieder einmal eine Enttäuschung. Ich bin weder von Sozialisten zum Bürger erhoben noch von Republikanern von der Drohung mit einer kaiserlichen Behörde befreit. Dagegen hat der gewiß vortreffliche und von den schwersten Sorgen bedrückte Bürgermeister das folgende Anliegen an mich:

Pr. Z. 3617 ex 1922

Wien, am 1. April 1922

Sehr geehrter Herr!

Bezugnehmend auf die in der Nummernfolge 588—594 der 'Fackel' vom März 1922, Seite 18 enthaltene Bemerkung, wonach dem Herrn Direktor Anton Wildgans für seinen Grillparzer-Prolog ein Honorar aus Gemeindemitteln gezahlt worden sei, bitte ich freundlichst zur Kenntnis zu nehmen, daß der Genannte für die Verfassung dieses Prologes weder ein Entgelt verlangt noch erhalten hat.

Mit dem Ausdrucke der vorzüglichen Hochachtung

Jakob Reumann
Bürgermeister.

Herr Bürgermeister Reumann kennt den Burgtheaterdirektor Wildgans von der Eröffnung des Grillparzerschen Nachlasses persönlich. Ich weiß das zuverlässig aus einem Bild des 'Extrablatts', wo sie beide in einem Kreis erwartungsvoller und sachkundiger Männer, die auf den ersten Blick als Funktionäre zu erkennen waren, vor einer Kasse saßen, und ich habe sie aus dem

Text im Innern des Blattes agnosziert. In der gemeinsamen Erwartung und noch mehr in der gemeinsamen Enttäuschung über den Inhalt der Kasette sind sie einander näher gekommen, und das Motiv dieser Enttäuschung spinnt sich nun fort, indem auch ich vom Inhalt der Zuschrift des Bürgermeisters enttäuscht bin, da ich wie gesagt etwas ganz anderes erwartet habe. Von der Enttäuschung, die der Prolog des Herrn Wildgans seinen Verehrern bereitet hat, will ich gar nicht sprechen. Aber daß er nicht einmal ein Entgelt für die Verfassung dieses Prologes bekommen hat, ist gewiß auch eine Enttäuschung, mindestens für die Leser der Fackel, die es gelesen, geglaubt und ihm als die geringste Entschädigung für die große Mühe auch gegönnt haben, und wenn nun noch der Bürgermeister von meiner Antwort enttäuscht sein sollte, dann hätte sich an jene Kasette ein wahrer Fluch geheftet, indem aus ihr zuerst nichts und hierauf wie aus der Büchse der Pandora etliche Luftgebilde herauskamen. Nur wird es sich immerhin zeigen, daß noch am ehesten jenes, das den Lesern der Fackel ein Honorar für Herrn Wildgans vorspiegelte, etwas zum Anhalten bot.

Zunächst muß man bei einer Berichtigung die Frage der Berechtigung, also die Frage der tatsächlichen Relevanz und wer ein Interesse an jener hat — denn nur er wäre zu ihr berechtigt —, aufwerfen. (Die Frage nach der tatsächlichen Richtigkeit läßt das Gesetz nicht zu.) In der Fackel stand der Satz:

Wenn man nun bedenkt, daß für diesen Prolog die Stadt Wien, die die Grillparzer-Feier im Burgtheater veranstaltete — wozu sie nur das gelstige Wien, aber respektvoller Weise nicht auch mich einlud —, daß sie also dafür ein Honorar gezahlt hat, so wird man gewiß begreiflich finden, daß ich immer viel mehr dafür bin, daß man den Dreck, den wir schon haben, wegräumt, als daß man das Geld ausgibt, um einen anzuschaffen.

Wenn man von dem subjektiven Moment meiner Enttäuschung absieht, nämlich daß ich nicht zur Grillparzer-Feier eingeladen wurde, so stellt sich als das Objekt der Kritik nicht Herr Wildgans dar, von dem gesagt wird, er habe für seinen Prolog ein Honorar bekommen, was ja sein gutes Recht ist und ihn weit weniger herabsetzt als der Prolog, sondern lediglich die Gemeinde, der ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie Geld für die Anschaffung von Dreck anstatt für dessen Abschaffung ausgibt. Es ist also einleuchtend, daß die Gemeinde ein Recht

auf die Berichtigung hat (und vollends einen moralischen Anspruch, wenn die Behauptung, die jener Kritik zugrundeliegt, tatsächlich unwahr wäre). Gleichwohl macht die Berichtigung eher den Eindruck, daß hier Herr Wildgans, der Wert darauf legt, den Prolog um Gottes Lohn verfaßt zu haben, durch Vermittlung des Bürgermeisters, der sonst vielleicht auch von der Behauptung der Fackel gar nicht erfahren hätte, eine Berichtigung vornimmt, die er als Dichter, der er ist, nicht persönlich vornehmen will. Daß auch er ein Recht auf die Richtigstellung der behaupteten Tatsache hat, selbst wenn diese ihn scheinbar nicht herabsetzt, aber wenn sie nur aus irgendeinem Grunde für ihn relevant sein könnte, unterliegt keinem Zweifel. Doch ziemlich klar ist auch, daß der Bürgermeister seinen noch weit begründeteren Anspruch auf die Feststellung, Herr Wildgans habe kein Entgelt erhalten, nicht als Sachwalter der Gemeinde, sondern eher als Stellvertreter des Herrn Wildgans erhebt, sobald er auch zu berichtigten unternimmt, Herr Wildgans habe keines verlangt. Denn nur diesen »betrifft« in diesem Zusammenhang die tatsächliche Behauptung, er habe ein Honorar verlangt, wiewohl sie sich auf beide Teile »bezieht«, während die andere tatsächliche Behauptung, er habe es erhalten, beide Teile betrifft. Und zudem wurde die Behauptung, daß Herr Wildgans ein Honorar verlangt hat, gar nicht aufgestellt. Wie immer dem sei und ob diese Verwahrung nicht besser Sache des Herrn Wildgans gewesen wäre und wengleich der Bürgermeister ein Interesse, das ihn wenig bekümmern müßte, an sich nahm und gleichsam im übertragenen Wirkungskreise zur Geltung brachte, so hat er doch im eigenen klar genug auch die ihm zustehende Verwahrung ausgesprochen gegen das Ansinnen, daß die Gemeinde für einen Dreck Geld ausgegeben habe. Herr Wildgans, der sein eigenes Interesse nicht selbst betätigen wollte und vorzog, es mit dem der Gemeinde zu verknüpfen, das ebenso berechtigt wie vermutlich nicht vorhanden war, müßte nun von dem Effekt der amtlichen Berichtigung enttäuscht sein. Denn sie kann, ohne als Stellvertretung kenntlich gemacht zu sein, nur den Sinn haben, dem Vorwurf zu begegnen, daß die Gemeinde Geld für unnütze Anschaffungen hinauswerfe.

Bleibt nur zu erklären und zu entschuldigen, wie ich zu einem so leichtfertigen Vorwurf kam. Da es dem Herrn Bürgermeister



gewiß nicht ähnlich sieht, unwahre Tatsachen, die die Geschäftsführung der Gemeinde belasten könnten, erst dann zu berichtigen, wenn aus ihnen irgendeinmal eine Konklusion gezogen wird, so ist es äußerst bedauerlich, daß Herr Wildgans ihn nicht schon auf den Gemeinderatsbericht des Zentralorgans der Partei, der der Bürgermeister angehört, aufmerksam gemacht, sondern gewartet hat, bis ich, von der unberichtigten Sachlichkeit dessen, was dort stand, verleitet, auf einen Irrweg geriet. Jene Kritik ist in der Fackel erst im März erschienen. Aber am 28. Jänner war in der Arbeiter-Zeitung, auf Seite 6, das folgende zu lesen:

Die Grillparzer-Feier.

Richter beantragte ferner einen Kredit von 150.000 Kronen für die Festvorstellung der Gemeinde Wien im Burgtheater anläßlich des fünfzigsten Todestages Franz Grillparzers. Er begründete den Antrag damit, daß größere Spesen erwachsen sind, da das Orchester durch Philharmoniker verstärkt, der Männergesangverein herangezogen und von Direktor Wildgans ein Prolog beige-steuert wurde. Auf den Zwischenruf: »Wo war der Gemeinderat?« erwiderte der Referent, daß nur das Gemeinderatspräsidium und der Stadtsenat an der Feier teilnahmen, weil sonst noch größere Kosten erwachsen wären.

Nun dürfte die Enttäuschung des Bürgermeisters schon darin bestehen, daß ihm dieser Bericht entgangen war, weil ihn Herr Wildgans nicht darauf aufmerksam gemacht hat, der ihn aber vielleicht auch nicht gelesen hat, und die Enttäuschung mancher, die ihn jetzt lesen, dürfte wieder darin gelegen sein, daß ich nicht überführt werden kann, mir, wie es nach der Zuschrift des Bürgermeisters den Anschein hatte, die Geschichte aus dem Finger gesogen oder sie auf einen Klatsch hin verbreitet zu haben. Trotzdem bliebe noch immer die Möglichkeit offen, daß der Gemeinderatsberichterstatter der Arbeiter-Zeitung sich verhört hat und in seinem guten Glauben, solche Dinge seien im Gemeinderat zur Sprache gekommen, hinterdrein eben durch keine Berichtigung des Bürgermeisters enttäuscht wurde. Daß sie erst auf meine Reproduktion der Tatsache erfolgt ist, spricht übrigens umso deutlicher dafür, daß die Gemeinde ein Ansinnen zurückweist, welches sie erst in meiner Darstellung als kränkend empfindet, und daß demnach Herrn Wildgans mit der Berichtigung vielleicht ein Wunsch erfüllt wird, aber eine Enttäuschung widerfährt. Weit mehr in seinem Sinn wäre sie schon auf den Bericht hin

erfolgt, in dem ja bereits alles, was er bestreiten will, und nur dies enthalten war. Aber vermutlich hat er den Bericht nicht gelesen und so konnte die Unwahrheit eben um sich greifen. Um nun bis zur Wurzel des Mißverständnisses vorzudringen, dessen Opfer zuerst der Gemeinderatsberichterstatter der Arbeiter-Zeitung und durch ihn wieder ich selbst wurde, habe ich mir das Protokoll jener Sitzung beschafft, und das Resultat ist insoferne eine Enttäuschung, als sich herausstellte, daß sich auch der Protokollführer verhört haben muß:

**Berichterstattung des Stadtrates Richter.
Kredit für die Grillparzer-Gedenkfeier.**

Anläßlich des fünfzigsten Todestages unseres großen Dichters Franz Grillparzer hat sich die Gemeinde veranlaßt gesehen, auch eine Ehrung Franz Grillparzers in der Form einer nach außen sichtbaren Feier vorzunehmen, und sich aus diesem Grunde entschlossen, eine Festvorstellung im Burgtheater zu veranstalten, die natürlich über eine gewöhnliche Theatervorstellung hinaus festlich gestaltet werden sollte. Aus diesem Grunde wurde eine Verstärkung des Orchesters durch Philharmoniker vorgenommen und der Wiener Männergesangverein gebeten, an dieser Feier mitzuwirken. Außerdem wurde von Direktor Dr. Wildgans ein Festprolog verfaßt, der auch zum Vortrag gebracht wurde.

(Hier ließe sich der Einwand erheben, daß gemeint sein könnte, das Honorar sei eben für den Vortrag des Prologes und nicht für dessen Verfassung bezahlt worden.)

An dieser Veranstaltung haben von der Gemeinde teilgenommen (Gemeinderat Wettengel: Vom Gemeinderat war niemand eingeladen!) Nein, Gemeinderäte waren nicht eingeladen. (Gemeinderat Wettengel: Also nur Freunderln?) Keine Freunderln, sondern zu der Vorstellung waren nur der Stadtssenat und das Präsidium eingeladen, (Gemeinderat Wettengel: Sehr exklusiv!) weil uns sonst noch höhere Kosten erwachsen wären. Die Feier hat insgesamt einen Kostenaufwand von 150.000 Kronen erfordert, um dessen Genehmigung ich Sie bitte. Sie werden begreifen, daß die Verstärkung des Orchesters, die Mitwirkung einer Solistin und eines Gesangsvereines sowie die Verfassung des Prologes so viel Kosten erfordert. Es wurde aber nicht mehr getan als getan werden mußte. Das waren wir aber unserer Tradition schuldig, umsomehr als es sich um unseren größten Dichter, um Franz Grillparzer handelte.

Wozu ich nur noch zu bemerken habe, daß ich weder berechtigt bin, die Wahrheit der Angabe eines gemeinderätlichen Protokolls: daß die Verfassung eines Prologes — Sie werden

begreifen — Kosten erfordert, noch die Wahrheit dessen, was der Bürgermeister im Interesse der Gemeinde und des Verfassers behauptet: daß für den Prolog nichts gegeben und nichts verlangt wurde, zu bezweifeln. Lieber glaube ich die zweite Wahrheit. Außerordentlich enttäuscht wäre ich aber, wenn einer dafür bezweifeln wollte, daß zwischen ihr und der ersten ein gewisser Widerspruch besteht. Nicht minder auch, wenn man zur Erklärung dieses Widerspruchs etwa darauf verweisen wollte, das Protokoll sei vom 27. Jänner, also veraltet, die Berichtigung aber vom 1. April. Ich würde nicht einmal zu der Erklärung greifen, daß Herr Wildgans, der kein Entgelt verlangt hat, es vielleicht zu der Zeit, da der Bürgermeister die Berichtigung schrieb, noch nicht erhalten hat, so daß er tatsächlich keines verlangt und keines erhalten hätte. Sollte er es aber etwa abgelehnt haben, als es die Gemeinde ihm anbot, so bliebe der Vorwurf aufrecht, daß sie für so etwas Geld übrig habe, und die Behauptung, daß sie es gezahlt hat, wäre nur durch den Umstand berichtigt, daß ihre Freigebigkeit in der Selbstlosigkeit des Verfassers eine Schranke gefunden hat. Ich finde keine Lösung des Rätsels, habe aber an ihr ein noch weit geringeres Interesse als die Gemeinde an der Berichtigung, und wie der immerhin unverkennbare Widerspruch zwischen den Worten des Bürgermeisters und dem Protokoll der Gemeinderatssitzung zu beheben ist, mögen sich jener und der Stadtrat, dessen Antrag wegen des Honorars angenommen wurde, untereinander ausmachen. Ich habe nicht den Ehrgeiz, informiert zu sein, und gewiß nicht über die Tatsachen hinaus, die in einem amtlichen Protokoll und in einer amtlichen Zuschrift enthalten sind. Ich weiß höchstens, daß der Prolog mit dem ihm im Jänner zugedachten Teilbetrag von 150.000 Kronen, also mit der Summe, die nach Abzug der Spesen für das Orchester, den Männergesangverein und die Solistin übrigbleibt, wenn sie etwa erst jetzt flüssig werden sollte, selbst nach dem heutigen Geldwert, der bekanntlich die größte Enttäuschung ist, weit überzahlt wäre. Und bin ich auch nicht Bürger der Stadt Wien geworden, so befriedigt mich nach all dem doch das eine positive Ergebnis, daß die Gemeinde für den Prolog nur das gezahlt hat, was er wert ist: nichts.

Der Reigen

Es ist eine interessante Naturerscheinung, daß die meisten deutschen Schriftsteller, die es im Leben und durch die Presse zu etwas gebracht haben, gleichalterig sind, und es ist ein schöner Brauch, daß sie, die vor zehn Jahren fünfzig waren und in treuem Zusammenhalten heuer sechzig geworden sind, eine Phalanx bilden, aus der sie nur austreten, um jeweils ihren Geburtstag zu feiern, während die andern beisammen bleiben, um dem, der gerade an der Tour ist, zu gratulieren, was in der Regel durch Vermittlung von S. Fischer, Berlin geschieht. Oder man könnte auch sagen, daß der eine in der Reihe bleibt, während die andern zur Gratulation antreten. Leider fehlt so diesen Geburtstagen das Moment der Überraschung, aber da sie zum Glück, das sie einander wünschen, nicht auch an demselben Tag geboren sind, so ist dafür wieder eine Einteilung möglich. Es ist sogar die Vermutung nicht ganz von der Hand zu weisen, daß sie einander schon vorher verständigen, etwa wie sich bei israelitischen Hochzeiten, wenn das Schlachtopfer noch raucht, alle Versammelten auf die nächste unverheiratete Tochter mit der Drohung stürzen: Jetzt kommst du dran! Da ich dem Jahrgang, der dem deutschen Volk seine wichtigsten Dichter sowie Denker gegeben hat, nicht angehöre, ferner aber auch noch andere Abhaltungsgründe habe, so schließe ich mich in solchen Fällen weder der engeren Reihe der Altersgenossen noch der weiteren der Zunft- und Zeitgenossen an, und sollte auch mir einst der Festtag, der heuer so häufig gefeiert wird, beschieden sein, so werde ich mir wahrscheinlich selbst gratulieren müssen, und zwar abgesehen davon, daß mir das liegt, schon einfach darum, weil ich einem Jahrgang angehöre, der keine andern Dichter aufweist, aber auch weil weder sie, wenn sie vorhanden wären, noch die der andern Jahrgänge mir gratulieren würden. Denn dazu, daß ich ein Altersgenosse des Herrn von Hofmannsthal bin, werde ich weder mir noch ihm gratulieren und ich bin überzeugt, daß er sich ebenso verhalten wird. Überflüssig zu erwähnen, daß er sich als

Anwärter in dem Zuge befindet, der, von einem Hauptmann geführt und von je einem Nebenmann flankiert, hinten als den gewichtigsten Vertreter der jüngeren Korporation Werfel aufweist.

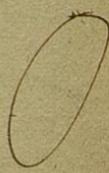
Jetzt war Schnitzler an der Tour und eben jene, in deren Reihe er eben noch gestanden war, um dem Vordermann zu gratulieren, wandten sich nun ihm zu, und gerade an seinem Falle wurde es so recht klar, daß sich ein Reigen, bei dem das ganze Ensemble in Tätigkeit bleibt, auch auf beleuchteter Szene abspielen kann. Nun sind freilich die Ehrungen, die ihm in so überreichem, wenngleich nicht mehr überraschendem Maß zuteil wurden, einem Manne wohl zu gönnen, der zwar den »Reigen« geschrieben hat, aber immerhin einer der wenigen Schriftsteller ist, die sich während des Krieges anständig benommen haben, was man zum Beispiel von seinem Mitklassiker einer unteren Klasse, dem Herrn von Hofmannsthal, nicht sagen kann, einem Bekenner, dem erst eine lebhaftere Propaganda für Hindenburg es ermöglicht hat, der Front den Rücken zu kehren, ja auf diesem Wege bis Warschau zu gelangen. Außerdem ist ja gewiß nicht zu leugnen, daß Schnitzler seine Meriten hat, indem er nach amourösen Anfängen eben den Kreisen, deren genußfroher Lebensrichtung er entgegengekommen war, auch vertiefte Einsichten vermittelte, ja sich in seinem Schaffen zu der Erkenntnis durchrang, daß wir alle sterben müssen. Da ich in den Festtagen in Berlin war, so lag nichts näher als die Möglichkeit, mich aus Berliner Zeitungen über den Grad der Popularität zu unterrichten, die Schnitzler in Wien, von wo ich bereits zwei Wochen abwesend war, erreicht hat und die ich immer auf das Rathausviertel, beziehungsweise im Sommer auf das Salzkammergut beschränkt glaubte. Hatte seinerzeit ein Berliner von jenem Pathos der Distanz, das in Wien in jedem Mann mit schwarzem Schnurrbart Johann Strauß vermutet hat, nach Girardis Tod geschrieben, bei seinem Auftreten im Burgtheater hätten »die Komtessen die Fiaker umarmt«, so erfuhr ich nun etwas, das mir auch sehr zu denken gab:

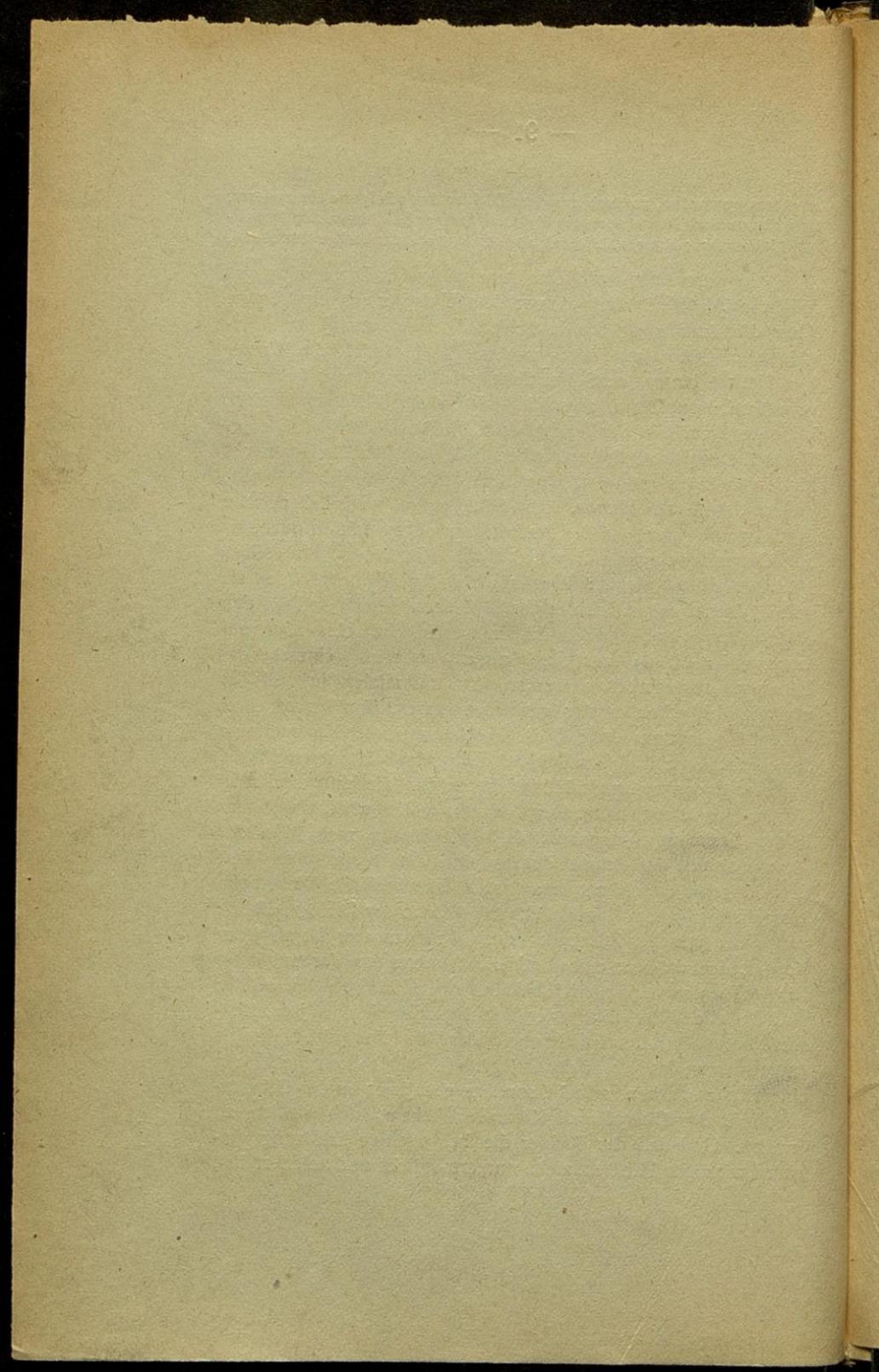
Kein Wunder, daß Schnitzler eine Zeitlang eine der populärsten Persönlichkeiten Wiens war, die in Kleidung und Tracht, im Ton seiner Dialoge kopiert wurde, freilich auch im Flirten und Verliebtsein seiner Gestalten. Aber wie aus dem amourösen Wien ein

ernsteres geworden, so auch aus dem Dichter des »Reigen« ein anderer. Er ist zwar auch heute noch ein liebenswürdiger Schilderer der Donau-
stadt, ein wahrer Menschenfreund, aber er ist melancholischer geworden.

So wäre denn wohl eine Anpassung des Dichters an das Milieu erfolgt, während es vor dem Umsturz umgekehrt war. Aber die Auffassung hat entschieden etwas von jener über-
treibenden Optik, mit der der reisende Koofmich die Wiener Verhältnisse betrachtet. Selbst Sonnenthal wurde, und auch nur vom Parkettpublikum, ausschließlich in der Kleidung kopiert, keineswegs auch in der Tracht, doch die Vorstellung, daß es in Wien Liebespaare gegeben haben soll, die dem Reigen nicht bloß den Stoff, sondern auch den Dialog entlehnt haben, grenzt schon an Hybris. Ich hätte, wenn die Lebemänner in Wien auch nur wie der Anatol gesprochen hätten oder mir zu Ohren gekommen wäre, daß irgendwo ein süßes Mäd-
del stolz bekannt hat: »Das ist doch der Schubert!« (den sie später durch das Dreimäderlhaus kennen lernen sollte), den Staub Wiens von meinen Füßen geschüttelt. Um aber auf besagten »Reigen« zurückzukommen, so muß einmal das Bedauern ausgesprochen werden, daß Schnitzler just als er und die Zeit schon ernster geworden waren, ihn hervorgeholt hat, und gesagt werden, daß die ~~Gestaltung~~ dieser Kassenerfolge das menschliche Bild des Dichters selbst dann alterieren würde, wenn er davon mehr als 100.000 Kronen an die Hungernden in Rußland abgetreten hätte. Denn darüber wollen wir uns wohl gar keiner Täuschung hingeben, daß, wie immer man über das Moralproblem der Bühne denken und den literarischen Wert des »Reigen« einschätzen mag, sein Bühnendasein sich doch ausschließlich jenem Augenblick verdankt, wo der Dialog aufhört; daß sein typischer Zuschauer doch kein anderer ist als jener Voyeur, der, da über einer Entkleidungsszene der Vorhang eines Pariser Theaters fiel, ihm mit beiden Armen Halt gebieten wollte; und daß die Widerlichkeit der Erlaubnis, den Verdruß jedes Zensurverbots übertreffend, nicht nur in der Vorstellung des Gesindels enthalten war, das sich zu der Gelegenheit, zehn begonnene Akte in einem mitzumachen, anstellt, sondern eben auch in der Gelegenheit, die der Oberoffizial Kasmader bekaⁿ, sich sittlich zu erregen. Und daß der Dichter die beiderseitige Erhitzung einander würdiger Parteien nicht nur ermöglicht und toleriert hat,

- Zulassung





sondern von der höhern Warte eines Logenplatzes im intimsten Raum überblicken konnte, zeigt doch, daß er zwar der Menschenfreund geblieben ist, der er immer war, aber selbst vor dem trübseligsten Schauspiel, von dem es ihm wohl angestanden hätte den so vielberufenen Weg ins Freie zu finden, nicht melancholischer geworden. Gleichwohl bildete seine Weltanschauung das Problem einer festlichen Betrachtung, die nur zu keiner Entscheidung gelangen konnte, ob jene ihn mehr an die Seite Grillparzers oder an die Goethes rücke. Was Grillparzer anlangt, scheint in den Epigrammen tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit gegeben, während der »Reigen« ganz gewiß hinter Goethes »Tagebuch« zurückbleibt. Eine jener müßigen Gestalten, die sich im Neuen Wiener Journal an alles mögliche erinnern, nur nicht an die Pflicht den Mund zu halten, glaubt die Goetheähnlichkeit allerdings in dem bezeichnenden Umstand zu erkennen, daß Schnitzler auch eine Mutter hat:

Als sie endlich eine gleich ihr hochmusikalische Dame als Schwiegertochter mit vollem Jubel begrüßt hatte, konnte ich sie in meinem Glückwunschsreiben mit vollem Recht mit Goethes Mutter vergleichen, die auch selbstlos genug war, dem Sohne sein Eheglück zu gönnen.

Was es alles gibt, übersteigt doch das Maß alles dessen, was möglich ist. Aber weil wir schon bei den Schwätzerinnen des Neuen Wiener Journals sind, so darf der Hermann Bahr nicht vergessen werden, der sich, wiewohl er auffallenderweise erst nächstes Jahr drankommt, dem Reigen angeschlossen hat. Er fühlt sich aber schon jetzt so weit und fragt darum Schnitzler:

Was meinst Du, lieber Artur, wieviel wird in hundert Jahren von Dir noch am Leben sein? Und wieviel von mir? Wieviel von uns allen?

Das kann ich ihm genau sagen: »Die letzten Tage der Menschheit«. Ach so, das ist ja nicht von Schnitzler und Bahr, sondern nur von uns allen. Also wieviel von Schnitzler bleiben wird, das kann ich ihm beim besten Willen nicht sagen. Aber von Bahr — also ganz bestimmt jene Stellen aus seinem Tagebuch, die in meinen Büchern enthalten sind.

Aus meinem Tagebuch

»Obtinere abstinendo«: dies Geheimnis habe ich von ihm an einem Fastensonntag aus dem Neuen Wiener Journal empfangen, aber er ahnt nicht, welche schon an die Heiligschaft grenzende Stärke dazugehört, der Verführung zu widerstehen, jedes seiner Tagebücher aufzunehmen. Ich denke, wenn ich das, was jeden Sonntag erscheint, am Montag, wie es ist, ohne eine Silbe hinzuzutun, in meinem Druck erscheinen ließe: diese haltlose Welt, die noch am Sonntag gläubig war, würde sich am Montag in eine blasphemische Heiterkeit auflösen. Das Wesentliche dieser Wirkung dürfte wohl in der absoluten Naivetät begründet sein, mit der einer unter den zahllosen Masken, die er sein Lebtage trug, nun eine erwählt hat, von der er sich den Erfolg verspricht, daß man den Komödianten nicht merken werde. Das ist die barocke Kreuzung von öffentlichem Betbruder und einem heimlichen Geschwisterkind des alten Goethe. Die geruhige Art, mit der da ein dem Weltgetriebe entrückter Provinzschauspieler Erkenntnissen, die er nicht hat, jene Bedeutsamkeit anschminkt, mit der sie sich »eintragen« lassen, diese Selbstgespräche mit Eckermann, die fix für den Wochenbedarf geliefert werden und nie ohne das Gefühl: »Mit Goethe zu Tische in mancherlei Unterhaltungen« und so etwas wie die Klausel, daß wir uns alle des weisen Wortes gefreut haben — selten hat je ein naiver Hanswurst mit solcher Beharrlichkeit an dem Gelächter vorbeigehört. Er hat sich so in die Rolle hineingelebt, daß es ihm gewiß nicht mehr auffällt, wenn er etwa einen Franzosen »der Franzos« nennt und »das Choreschreibt. Weitausgreifend, alle Interessen der Menschheit umfassend wie nur jener, allen Schicksalen zugewandt, notiert er:

München, 15. Mai. Wickham Steed von den Times »entlassen«! Ich fiel vor Schreck, als ich's hörte, fast von der Leiter, auf der ich seit Tagen, Bilder hängend, Bücher einstellend, jetzt meines irdischen Daseins letzten Akt inszeniere. Denn mein lieber Steed ist ja von Jugend auf so tief eingewachsen in die Times, daß man sich die beiden geschieden kaum vorzustellen vermag

Keinen Menschen auf Erden gibt es und er kennt ganz bestimmt auch keinen, der für einen Versuch nach dieser Richtung in Betracht käme; alles nur Weltschmonzerei, er ist natürlich

auch nicht einmal »fast« von der Leiter gefallen, er ist wahrscheinlich gar nicht oben gewesen, als er's »hörte«, er ist überhaupt nicht erschrocken, und wahr ist nur das mit dem Inszenieren. Was an diesen Bekenntnissen immer wieder auffällt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der ihm alle Termini des Theaterhandwerks herausrutschen, ohne daß er auch nur einen Augenblick die Unbefangenheit verliert. Ganz offen gibt er zu, daß er seine Rolle je nach dem Geschmack des Publikums wählt und daß es für München am Platze sei, sich die Maske eines Professors zurechtzulegen:

27. Mai. Schrecklich: wie heftig ich mich wehren, widersprechen und beschwören mag, es hilft mir nichts, hier in München heiß ich nun einmal für alle Welt Herr Professor! Ich bin der Mann der Frau Professor Bahr-Mildenburg, folglich — muß ich der Herr Professor sein. In einem Land, wo man gewohnt ist, die Frauen mit den Titeln ihrer Männer anzureden (Frau Oberkonsistorialrat!), ist es schließlich auch nur logisch, daß, wenn einmal umgekehrt in einer Ehe die Frau etwas ist und der Mann nichts, ihm ihre Würde kostenlos zugeteilt wird: ich werde trachten müssen, meinem Gesicht einen professoralen Ausdruck zu geben.

Schalk das. Spricht die bittere Wahrheit, daß in einer Ehe manchmal der Mann nichts ist, und hofft, man werde Oh! machen. Fällt niemandem ein. Daß die Münchner so sind, ist sehr einfach zu erklären, sie fallen nicht auf die Frau, sondern auf den Bart herein, und wenn er nur noch ein wenig auflegt, wird er in München volle Häuser machen. Die vorhergehende Szene, die noch in Salzburg gespielt hat und in der er den Abschied darstellte, war schon ein erfolgreicher Versuch im älteren Fach. Die Zeit der Hosenrollen scheint ja auch wirklich vorbei zu sein, und in einer größeren Stadt läßt sich damit nicht reussieren. Gewiß gehen auch in München viele Leute mit nackten Knien herum, aber einem, der noch unter Goethes Anleitung begonnen hat und fortspielt, glaubt man sie eben nicht mehr. Wenn nicht alles trügt, wird in München zwischen Weimar und Oberammergau entschieden werden müssen und trotz der Passion, die die Münchner sonst für diese Note haben, jene bevorzugt werden. Immer wieder versucht er noch die Verbindung und das macht sich dann so:

29. April. Nun rollt mein Hab und Gut schon nach München, in ein paar Tagen roll' wohl auch ich! Als ich vor zehn Jahren Wien verließ, meint' ich mein Austragstüberl zu beziehen. Und nun

geht's noch einmal in die weite Welt. »Und so über Gräber vorwärts!« schrieb in solcher Stimmung Goethe. Mein Trost ist ja: wie mich damals in Wien niemand vermißt hat, wird mich auch in Salzburg niemand vermissen; man ist höchst entbehrlieh. Und die zwei Menschen und der Hund, denen ich, wenn ich sterbe, schon zunächst etwas fehlen werde, gehen ja mit mir.

Wieder wird die Hoffnung enttäuscht, daß sich aus Wien und Salzburg, wo ihn niemand vermissen soll, ein paar kräftige Ohos hören lassen werden. Und nun geht's noch einmal in die weite Welt! Von Salzburg nach München geht's und er nimmt den Tonfall für Punta Arenas mit. Sucht durch totale Vergessenheit die allgemeine Beachtung auf sich zu ziehen. Wo kommt das alles nur vor? Spielt er »'s Nuller!«, mit dem Schlager: »Ka Mensch denkt auf mi? Oder ist es »So leb denn wohl du stilles Haus? Bin ich plötzlich eingetreten und habe die Familie aus der Hütte gejagt? »Und macht keinen solchen Lärm, euer Vater ist krank.« »Was fehlt ihm denn?« »Den Schwindel hat er. (Man darf's den Kindern nicht einmal sagen.)« (Alle Paar und Paar ab, sie sehen sich betrübt um, der Hund knurrt gegen Rappelkopf im Abgehen.) Der Franzel, der schmuck und fein ist und den ganzen Tag singt, ist natürlich der Werfel. Der Hausvater aber hat berechnet, daß das Zunageln der Kisten, in die die Bücher und jedenfalls auch die Tagebücher gepackt wurden, »fast auf den Heller genau so viel gekostet hat als vor zweiundzwanzig Jahren der Bau meines kleinen Hauses in Ober-Sankt Veit«. Und gewiß viel mehr als die Grundstücke damals gekostet haben, in jenen Zeiten, wo ich zwar nicht beweisen konnte, daß sie Theaterkritikern geschenkt wurden, doch immerhin, daß nur 4 Gulden 25 Kreuzer per Quadratmeter gezahlt worden ist. Herrgott, waren das Zeiten! Steed war damals noch nicht bei den Times, aber Bahr bald darauf nicht mehr beim Tagblatt und der Herausgeber des Morning Leader erstattete das folgende Gutachten:

Ich wurde in Ihrer Angelegenheit von unserem Wiener Korrespondenten, Herrn White, ersucht, als englischer Journalist und Herausgeber meine Meinung auszusprechen über den Fall, daß ein Theaterkritiker über die Leistungen eines Theaters, dessen Direktor seine eigenen Stücke zur Aufführung annimmt, immer im lobendem Sinne bespricht. Ich kann Ihnen versichern, daß die Theaterkritik in der Londoner Presse bisher noch nicht zu einer so bedauerlichen Tiefe der Erniedrigung gesunken ist, und ich kann Ihnen gleichfalls

13

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY
540 EAST 57TH STREET
CHICAGO, ILL. 60637

versichern, daß, wenn je ein Theaterkritiker ein so schändliches Verfahren einschlagen und dies seinem Herausgeber bekannt werden sollte, er seines Postens auf der Stelle enthoben würde. Sie sehen also, daß meine Meinung über diese Frage eine sehr dezidierte ist.

#

Trotzdem habe ich den Prozeß, den der Theaterkritiker und sein Theaterdirektor gegen mich angestrengt hatten, verloren, weil jener von diesem keinen Freiplatz zum Bau seiner Villa bekommen hatte, sondern nur einen zu ermäßigtem Preis. Doch weil damals nicht bewiesen werden konnte, daß der Grund, den der Bahr zum Bau seiner Villa hatte, einer der Gründe zu seinem Lob des Nachbars war, so wird seit damals behauptet, er sei mein Grund geworden, den Mann anzugreifen, dem ich in einem ungeschwornen, jedoch unverbrüchlichen Moralgericht obgesiegt hatte und der eben damals aufhörte, Theaterrichter zu sein. Der Anhang des Herrn Bahr wirkt mit dem Argument, das die Tatsache meines prozessualen Mißerfolges schlagend ausspielt, Wunder auf Schwachköpfe, denen nicht einmal die Frage einfällt, ob ich im Falle meines Freispruchs versöhnlicher die Stellung des Herrn Bahr in unserer Kultur betrachtet hätte, und vor allem, ob denn nicht schon der Grund meines prozessualen Mißerfolges ein Angriff gewesen sein dürfte. Weil eine zehnjährige Polemik gegen den stärksten Verwüster unseres Literaturwesens sich durch weitere zwanzig Jahre fortgesetzt hat, anstatt in Begeisterung für ihn umzuschlagen, muß rein was Persönliches vorgelegen sein, also wie bei einem Kritiker, dem mit denkwürdiger Lückenlosigkeit nachgewiesen wurde, daß er von dem Augenblick, da er Autor desselben Theaters wurde, nicht nur seinen Tadel in Lob verwandelt, sondern auch sein schon gedrucktes Urteil für eine Buchausgabe redigiert hat, und der seit jenem Beweise es vorgezogen hat, nur noch Autor zu sein. Ich denke aber, daß meiner konsequenten Erwähnung der Angelegenheiten des Herrn Bahr ein weit weniger persönliches Motiv wird nachzuweisen sein als allem was er je ausgesprochen hat und ganz gewiß seinem Schweigen über meine Angelegenheiten, das er seit Jahrzehnten mit dem Knirschen verbissener Gefühle, doch mit einer an ihm erstaunlichen Konsequenz betätigt. Freilich könnte der Zustand in der einfachen Tatsache begründet sein, daß er nichts von mir liest. Denn da hat er neulich am Sonntag die Sünden seiner

H fallen

buchkritischen Tätigkeit — die er noch ausübt — mit einer Offenherzigkeit gebeichtet, von der man vermuten würde, daß sie ihn zum frewilligen Verzicht auch auf diesen Zweig des Geschäftes bewegen müßte, denn nach seinen Geständnissen scheint es da noch viel unsauberer zuzugehen als in der Theaterkritik. Er richtet also bekanntlich jetzt in München seine Bibliothek ein und entdeckt — was ich mir schon immer gedacht habe —, daß er eigentlich lauter Schund besitzt. Ja, früher, da habe er noch Bücher — was gerade auch nicht vertrauenerweckend ist — »persönlich erlebt«:

Seit ich aber dann später allmählich ein gewisses kritisches Ansehen gewann, überwachsen mich Bücher, nach denen ich gar kein Verlangen, zu denen ich gar kein Verhältnis habe, die mir ungerufen ins Haus kommen, bloß weil sich der Verfasser oder der Verleger von mir ein paar empfehlende Zeilen in irgendeiner Zeitung erhoffen. Früher war mein Problem, die mir notwendigen Bücher zu beschaffen, Jetzt wird mein Problem immer mehr, wie ich mich des Schwalls unerbeten aufgedrungener Bücher erwehren soll. Ich komme, wenn ich noch so fleißig bin, kaum mehr dazu, mir auch nur die Hälfte der Bücher, die keuchend der Postbote herbeischleppt, anzusehen. Wer will mir's da verdenken, daß ich, oft bis zur äußersten Erschöpfung übermüdet, weder Kraft noch Lust habe, nun erst noch auch nach den anderen zu fragen, nach Büchern, mit denen mich der Postbote verschont? Wie nun aber, wenn ich, im Andrang gleichgültiger Bücher erstickend, gerade von den entscheidenden verschont bliebe? Dies wäre doch immerhin denkbar. Es könnte sein, daß ich also gar nicht nach eigener Auswahl lese, sondern nach der Betriebsamkeit der Verleger. Und es könnte sein, daß es nicht bloß mir so geht, sondern der ganzen Buchkritik überhaupt. Der Geschäftsgeist geschickter Verleger allein wär's schließlich; durch den bestimmt würde, was gelesen wird, und unsere Literatur wäre nicht der Ausdruck unserer Dichter, sondern der Ausdruck des Geschmacks, den diese Verleger bei den Lesern voraussetzen. Vielleicht wird sich später einmal herausstellen, daß in unserer Zeit einige wirkliche Dichter lebten, von denen wir nur nichts erfuhren, weil keiner von den geschäftskundigen Verlegern sich ihrer annahm. Und während ich verzweifle, ratlos, wohin ich mit dem Ansturm von Einsendungen soll, fehlen in meinen angestopften Bücherstellen vielleicht gerade die vier, fünf namenlosen Werke, die dereinst allein von dieser ganzen Zeit übrig geblieben sein werden.

Noch nie habe ich ihm so vorbehaltlos zugestimmt. So ist es und nicht anders. Er hat bisher nur nach der Betrieb-samkeit der Verleger gelesen und gepriesen. Freilich, zum Ver zweifeln, zur Ratlosigkeit, wohin er nun mit dem Ansturm von Einsendungen soll, ist keine Ursache. Er übertreibt da ebenso, wie mit der Tragik der Übersiedlung, wie mit dem Schreck über die Entlassung Steeds und die eigene Professur. Da ist noch zu raten. Er soll es so machen wie ich, und den Schund, anstatt seine Bücherstellen damit anzustopfen und garandern Leuten noch zu empfehlen, ganz einfach verkaufen. Denn da wird mit jedem Buch nur ein einziger Käufer angeschmiert und der Gewinn fällt armen Kindern zu und nicht reichen Verlegern. Er brauchte sie bloß alle von der Absicht, Dreck in Nahrung zu verwandeln, irgendwie in Kenntnis zu setzen, und ich garantiere ihm, daß sich der Ansturm legen wird. Wie indes die vielen Hilfsbedürftigen, die auf ihn als einen mehr geistigen Wohltäter blicken, ein solches Zuzugsverbot ertragen werden und was die Zahllosen, deren Bitte um ein paar empfehlende Zeilen ihre sofortige Entdeckung bereits zur Folge hatte, zu diesem Widerruf sagen werden, ist eine andere Frage. Und anderseits täusche sich der Optimist nicht über die Gewißheit, weil er künftig vom Schund unbelästigt bleibt, darum auch schon des Wertes habhaft zu werden. Auch muß nicht gerade deshalb eines der vier, fünf Werke, die dereinst allein bestehen werden, ihm unbekannt geblieben sein, weil sich der Verleger dafür nicht einsetzte. Sondern es kann auch dem Verleger untersagt worden sein, es ihm zu schicken, um den ohnedies übermüdeten Kritiker nicht total kaputt zu machen, und es könnte sogar sein, daß ein Autor ihn noch dann schonen will, wenn er sich bereits erholt hat. »Die letzten Tage der Menschheit« ihm zu schicken, habe ich schon mir selbst streng untersagt. Kein Postbote hat gekeucht. Ich kann's nicht beweisen, da es eine negative Tatsache ist, aber man muß es glauben. Indes, ich will bei der Post anregen, daß mir künftig für die wichtigsten unter den unzählbaren Fällen, wo ich ein Buch von mir einem Kritiker nicht zugehen lasse, Rezepisse ausgestellt werden. Damit nicht am Ende die Verehrer des Herrn Bahr meine Beurteilung seines Wirkens auf eine unterlassene Empfehlung des meinigen zurückführen.

Der Zeit ihre Kunst

Gesprochen am 13. Juni

Wohl weiß ich, daß wenn es je eine Primadonna gegeben hat, von der das Nestroy'sche Wort gilt: »Aus Neid sein die Nachtigall'n hin wor'n im Nest«, dies auf Herrn Alexander Moissi zutrifft. Wenn ich indes den Satz lese:

Daß er damit Abend für Abend ein übervolles Haus fesselt, widerlegt am nachdrücklichsten die törichte Behauptung, daß »diese« Zeit in Dingen der Kunst das richtige Urteil verloren habe. Die Zeit ist nur ein Instrument wie ein anderes und wer sie, wie Moissi, tönend zu bewegen vermag, den nennt eine jede ihren Künstler —

so denke ich, daß Herr Auernheimer zwar auch ein sympathisches Talent ist, daß jedoch die Wirkung des Herrn Moissi die Behauptung, diese Zeit habe in Dingen der Kunst kein Urteil, nicht so sehr widerlegt als bestätigt. Will ich aber genau erfahren, worin diese Wirkung besteht und was sich jetzt auf der Bühne ziemt, so frage ich nur bei der Zuckerhandl an:

Solcherart ist Moissis erschütternde, geheimnisvolle Wirkung. Daß er eines modernen Heldentums Verseelung bedeutet. Sein Wesen ist es, das leuchtend wird, Strahlen aussendet, in Herzen zu singen beginnt. Und das dort wirbt. Einschmeichelnd, süß, beschwörend, kindlich, unbeugsam, Tatfordernd, fanatische Güte zur Gottheit erhebend. Welche Wandlung ist durch seine Kraft der Einfachheit, der verinnerlichten Anmut, der schlichten Würde und der tragischen Entselbstung dem Begriff Pathos geworden. Und wie wundervoll hat dadurch Moissi das Publikum zu wandeln vermocht. Wie folgt es ergeben dem Qualitätsdiktat dieser sanften und doch unerbittlich hohen Forderungen! Wie hat es von Moissi gelernt, auf den exzitierenden Rhythmus des klassischen Heldenpathos zu verzichten. Und der keuschesten Ökonomie einer beinahe verschämten Seelen-Offenbarung seine Hingabe zu schenken.

Da hat sie ja ganz recht, die der Zeit ihre Kunst zu-messende Zuckerhandl. Wenn ich hin und wieder, aber in der Tat öfter hin als wieder, aus dem Grab meiner Zeugenschaft in das Licht dieses Kunstlebens auferstehe, so kommt es vor, daß ich die Andacht des Auditoriums durch eine Heiterkeit störe, die durch strafende Blicke der in ihrem Recht auf Weihe Beeinträchtigten noch verstärkt wird, aber, wie ich wohl weiß, unstatthaft ist. Darum vermeide ich wieder die Gelegenheit durch ein Jahrzehnt, nach welcher Zeit ich dann mitten während der Offenbarungen der keuschesten Innerlichkeit schon dermaßen frivol und ausgelassen werde, daß die Sitznachbarn, wenn sie nicht wüßten,

daß ich nur niederreißen kann, kurzen Prozeß mit mir machen würden. In Wahrheit jedoch habe ich gerade in solchen Augenblicken, die mir wie gesagt selten genug zuteil werden, die ernsthafteste Anerkennung für die Anspruchslosigkeit des Publikums. Seine ganze Empfänglichkeit ist ja nichts als ein einziger Verzicht. Nur bin ich nicht gleich der Zuckerkannd der Ansicht, daß die heutige Schauspielkunst, als deren Repräsentant mit Recht Herr Moissi angesehen werden dürfte, das Publikum gewandelt hat, sondern ich meine, daß eher das heutige Publikum die Schauspielkunst gewandelt hat, wobei freilich noch immer der Respekt am Platze wäre vor einer Bescheidenheit, welche die Ergebnisse dieses Prozesses dankbar und bewundernd hinnimmt. Denn wenngleich ich noch besser als eine Kulturschwätzerin weiß, daß die Zeit gerade die Schauspielkunst bildet — die anderen Künste, die eigentlichen, erliegen nur einer miserablen Zeit und bringen schon dadurch, daß sie ihr erliegen können, den letzten Dreck hervor —, so kann ich doch immer wieder staunen, daß die heutige Lebensform der Bühnenform, die sie sich geschaffen hat, nicht selbst überdrüssig wird, an ihr, vor ihrem Spiegel nicht zum schauernden Bewußtsein ihres Unwerts erwacht, sondern daß die Menschen sich stolz zu den Augen und Ohren bekennen, die sie haben, anstatt sie in der Garderobe abzulegen. Wenn das Publikum wirklich von Herrn Moissi gelernt hat, auf den exzitierenden Rhythmus des klassischen Heldenpathos zu verzichten, so dürfte ihm dieser Verzicht umso leichter geworden sein, als es ja gar keine andere Wahl hatte, indem eine Erscheinung, die über jenen exzitierenden Rhythmus verfügte, dank den geistigen Daseinsbedingungen der Epoche einfach nicht vorhanden war. Ferner wäre es auch verfehlt zu glauben, daß der vorhandene Moissi eine andere Wahl hatte, bevor er etwa eines Tages der sich ihm darbietenden Möglichkeit, ein Matkowsky zu sein, heroisch entsagte, um nur aus Gefühl für die Zeiterfordernisse ein Moissi zu bleiben. Wohl ist die Zeit, die ihre Kunst hat — sie gehört schon ihr —, durch den Mangel an Matkowsky und durch einen Vorrat an Moissi hinlänglich charakterisiert, aber daß sie, indem sie den Vorrat genießt, auch auf den Mangel stolz sein muß, wäre eine Übertriebenheit, die einer so verinnerlichten und mit so keuschen Mitteln arbeitenden Zeit gar nicht ansteht. Ich denke freilich —

wenn ich als einer, der der Zeit ihre Kunst gönnt und billiger Weise beide verabscheut, da überhaupt dreinreden darf —, daß auf keinem Gebiete der Kulturkritik mehr geschwätzt und dreister gelogen wird als auf dem der Theaterpsychologie und ich glaube, daß diese nun noch die einzige Instanz, die immer ein unmittelbares Empfinden in Theaterdingen hatte, nämlich das Publikum, verschmocht hat. Selbst das Ungeziefer, das jetzt im Theater sitzt, wäre als Masse noch befähigt, auf szenische Eindrücke richtig zu reagieren und wenigstens das Niveau der Zeit zu halten, die es ausgeheckt hat wie sie die Kunst geschaffen hat, die ihm gefällt. Aber wie sollte ein Publikum, das doch wirklich nur durch die lauteste Ablenkung von den valutarischen Interessen, mit denen es ein Parterre betritt, gebändigt werden kann, ausgerechnet »dem Qualitätsdiktat dieser sanften und doch unerbittlich hohen Forderungen ergeben folgen«, wenn es nicht Zeitungen läse und dem Quantitätsdiktat dieser zudringlichen Reklame noch ergebener folgte, die ihm jegliches Mitmachen und Tun, als ob man im Banne wäre, schlechthin beibringt. So weit dieses Publikum noch naiv ist, kann ihm zwar das, was Herrn Moissi fehlt, an ihm imponieren, aber keineswegs das, was die Kritik daraus macht. Wenn es in diesem Betrieb überhaupt etwas Echtes gibt, so ist es die tiefe Wurzellosigkeit eines Urteils, das, seit zwanzig Jahren gewohnt, das heroische Maß von Herrn Reimers abzunehmen, sich nicht etwa bescheidet, die zeittümlische Engbrüstigkeit epigonischem Pathos vorzuziehen, sondern sie gegen die Kraft ausspielt, deren Rhythmus man schnöde vergessen oder nie erlebt hat und gar nicht fähig wäre, sich vorzustellen. Wie ratlos diese Frechheit vor dem Problem der Bühnenschöpfung steht, zeigt sie mit versöhnlicher Drolligkeit, wenn sie ihren Liebling selbst dort zu preisen versucht, wo ihn kein apartes oder gefälliges Nebenbei, aus dem die Kritik ihre Adjektive und Superlative holt, davor bewahren kann, jene »tragische Entselbstung« vorzuführen, die — denn beim Johannes Vockerat läßt sich allseits nachhelfen — eine rein schauspielerische Aufgabe ihm unerbittlich bereitet. Ich kann mir den Franz Moor des Herrn Moissi besser vorstellen als die Leute, die ihn und keinen bessern gesehen haben. Aber sollte mir etwas entgangen sein, so wäre doch auch ich durch den Trost, den einer dieser Lob-schmierer Herrn Moissi gespendet hat, reich entschädigt. Böse

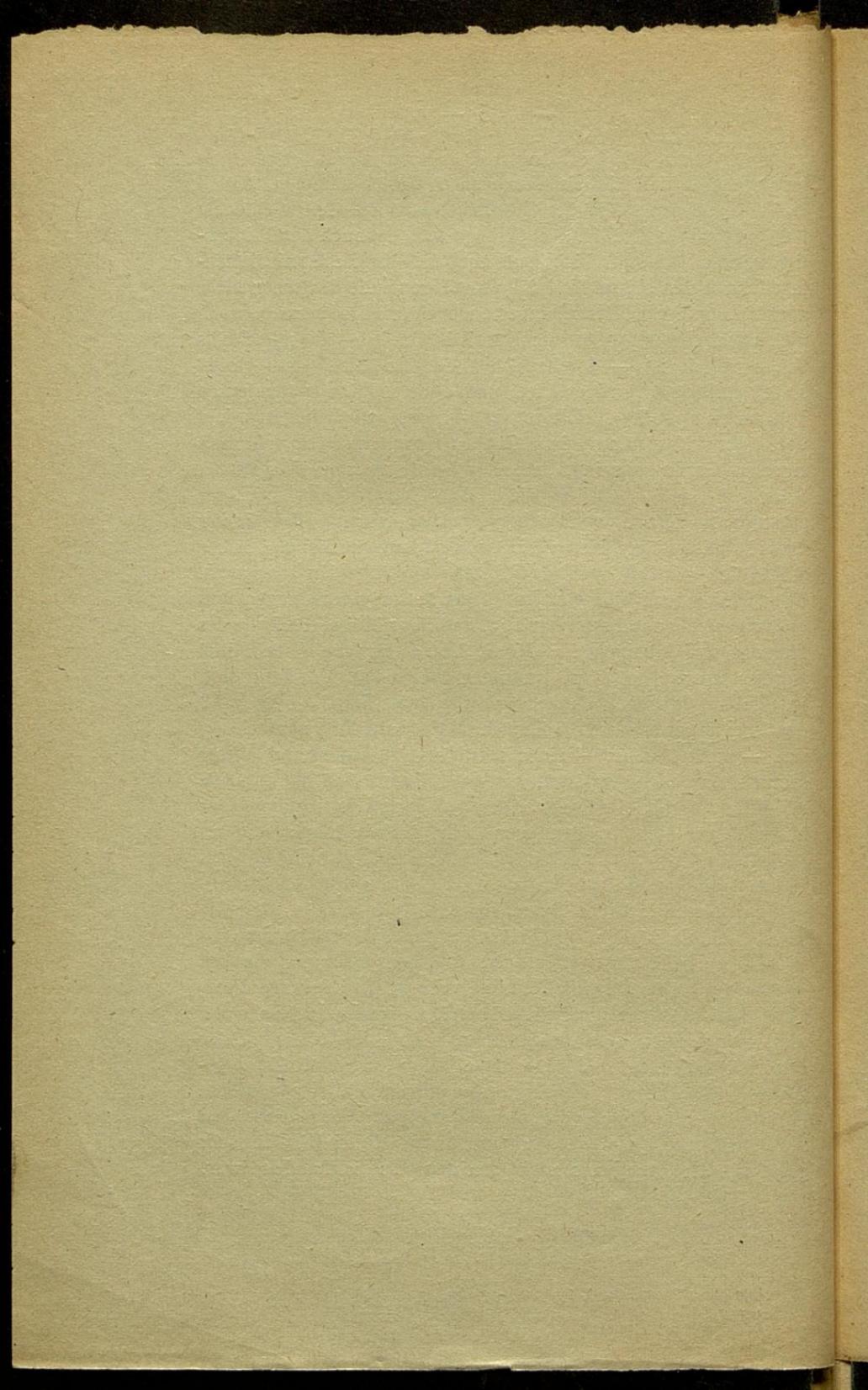
Menschen, führte er aus, haben keine Lieder, Herr Moissi hat solche, folglich ist er kein böser Mensch und seine Leistung als Franz Moor bedeutet zwar »einen Defekt des Genies Moissi«, jedoch »eine Anerkennung des Menschen Moissi«. Es mag mir nicht ganz gelungen sein, das Deutsch zu rekonstruieren, aber es war das Urteil. Herr Moissi muß demnach ein derart miserabler schlechter Kerl gewesen sein, daß dieser Theaterrichter, so empfänglich für Eindrücke wie jener Bauer, der einen guten Franz Moor gesehn hatte, davon Abstand nahm, an ihm beim Bühnentürl Vergeltung zu üben. Gewiß ein Beweis, daß das Publikum des Herrn Moissi schon völlig gelernt hat, auf den exzitierenden Rhythmus des klassischen Heldenpathos und alle Folgeerscheinungen zu verzichten. Aber man erfährt daraus ferner, daß Lewinsky, der, wie auch den Schmöcken der Zeit bekannt sein dürfte, ein guter Franz Moor (war, ein schlechter Kerl gewesen sein muß. Sollte sich trotzdem herausstellen, daß er ein noch besserer Mensch war als Herr Moissi, indem er es etwa in der keuschen Ökonomie einer beinahe verschämten Seelen-Offenbarung sogar verschmäht hat, sich von Reportern und Lebenslaufburschen ausfratscheln zu lassen, so würde in die Begriffe der schauspielerischen Wertbestimmung ein völliges Durcheinander kommen. Wenngleich er nun aber wirklich einer war, dessen Wesen »beschwörend, unbeugsam, Tat fordernd« und meinetwegen selbst »fanatische Güte zur Gottheit erhebend« schien, so unterscheidet sich Herr Moissi doch zu seinem Vorteil dadurch von ihm, daß es ihm allerdings nicht gegeben war, auch süß und einschmeichelnd zu sein, so zu leuchten und vor allem so in die Herzen zu singen wie Herr Moissi, dessen Geigenton es tatsächlich beiden Geschlechtern der Kritik angetan hat. Andererseits wieder bin ich überzeugt, daß jener, der keine Lieder hatte, keine Primadonna, ja nicht einmal ein Tenor war, keine Nachtigall, ja nicht einmal ein Star — daß er, um dem Begriff Pathos die schlichte Würde, ja die verinnerlichte Anmut zuzuführen, die wahrlich seine Geistigkeit im Triumph über ein sprödes Außenwesen errungen hat, es auch nicht nötig hatte, vor dem Auftreten in Begleitung eines Klavierspielers Skalen zu üben, weil er es nicht unerläßlich fand, für Shakespeare, und selbst für Tolstoi, wenn er ihn gespielt hätte, fünf Minuten lang »Haa — haaa« zu machen, und ihm der Kehlkopf schon von

selbst parierte, wo nur der Kopf beschlagen war. Um dem naheliegenden Verdacht zu entgehen, daß ich hier als Kulissenplauderer spreche, muß ich bekennen, daß der Meister der Verseelung das Pech hatte, die Übung in einem abgesonderten Raum eines Hotels vorzunehmen, in dem außer einem Klavier auch ich mich befand, der über Ersuchen eines Angestellten gern für eine kurze Weile in den Nebenraum ging, um die Lektüre der Zeitungen fortzusetzen. Aus diesen entnahm ich, daß jener am selben Abend den Hamlet spielte. Ich hörte ihn von nebenan, freilich nur die erste Silbe: Haa —. Die Auffassung war mir neu, ich hatte nie zuvor so etwas gehört und auch gar nicht gewußt, daß es das gebe. Ich hatte an dem Abend zu singen.

Jetzt wird es mir allerdings schwer fallen, dem Vorwurf zu begegnen, daß dieses kleine Separeeabenteuer mit Herrn Moissi, um das mich gewiß viele seiner Verehrerinnen beneiden, während wieder andere — oh ich weiß — ihn beneiden werden und manche sogar beide; daß also etwa die Beschämung, weil ich ihm den Platz für Koloraturen einräumen mußte, mich nachträglich gegen ihn verstimmt habe. Aber zum Glück kann ich beweisen, daß ich seit jeher ein Vorurteil gegen Herrn Moissi gehabt, daß ich die Übertragung des Kainzeichens der Schauspielkunst auf seine noch weit schwächere Grazie immer für einen Beweis des Fortschritts ihres Rückschritts gehalten und nur die echten Theaterwirkungen, die er mit seinem kommunistischen Manifest erzielt hat, vollauf anerkannt habe. Auch war ich ja vielfach enttäuscht, weil Herr Moissi, der knapp vor dem Krieg Verse des Adalbert Sternberg (aus dem uradeligen Hause der) zu Ehren Hohenzollerns und Habsburgs öffentlich aufgesagt hatte, der es sich sodann nicht nehmen ließ, für Deutschlands Ehre in den Krieg zu ziehen, und noch als Austauschgefangener in der Schweiz einer der gefürchtetsten deutschen Patrioten war, also später mehr Wert auf seine welsche Abkunft legte als die politische Konstellation unbedingt erfordert hat, um dann eben, alle nationalen Vorurteile über Bord werfend, als Bolschewik aufzutreten und schließlich, als dieses Bekenntnis weniger den Bestand der deutschen Republik als die internationalen Gastspiele zu gefährden drohte, allen Interviewern, die es hören wollten, zu versichern,

daß er es nicht so gemeint habe, es sei ein bedauerliches Mißverständnis, er sei zwar ein Menschheitsverbrüderer, aber sonst ein ganz umgänglicher Mensch, denn böse Menschen haben keine Lieder und der Mensch ist gut. Da nun die Menschheit darin schon einig zu sein scheint, trotz blutigem Leid und allen Hungersorgen, uno tenore von dem einen Tenor zu reden, und selbst die hohe Politik, deren Vertreter ich allerdings für niedrige Subjekte halte, sich nicht scheut, einem Schauspieler die Reklame zu besorgen, für die die Impresarios heute offenbar nicht ausreichen, so konnte es geschehen, daß Herr Moissi als Gast der italienischen Regierung der Konferenz in Genua, die freilich danach war, beigewohnt hat. Es scheint — und Herr Moissi nennt bereits den Lloyd-George seinen »großen Kollegen«, dem er begeistert applaudiert habe — ein ganz ähnlicher Fall von Kapitulation der Diplomaten vor den zugkräftigeren Komödianten zu sein wie die Ernennung der Sängerin Jeritza zum Ehrenmitglied der Völkerbundliga, die freilich auch danach ist und deren Präsident, ein ehemaliger k. u. k. Botschafter, vor aller Welt und ohne vor Scham den Landsleuten ein Beispiel des Untergehens zu bieten, das Bekenntnis ablegt, die Frau Jeritza habe »durch ihre gottbegnadete Stimme, ihre Schönheit und ihre Kunst in Amerika mehr für Österreich geleistet als alle Diplomaten, Politiker und Delegierten«. Das Erstaunliche ist nur, daß es trotz der Frau Jeritza und trotz allem, was schon vor dem Krieg der Männergesangsverein für uns in Amerika getan hat, uns noch immer so schlecht geht. Ob Herr Moissi in Genua etwas ausgerichtet hat, muß sich erst zeigen. Hätte jedoch die italienische Regierung erfahren, was wir hier in Österreich aus dem Neuen Wiener Journal wissen, daß nämlich Herr Moissi zwar vielleicht in einer der sieben italienischen Städte geboren ist, die sich darum streiten, aber eigentlich ein Albanier ist und zwar ein nicht ganz ungefährlicher, so hätte sie sich gehütet, die vielen Reibungsflächen, die es ohnehin schon zwischen den Völkern gibt, weil die diplomatischen Zünder das so haben wollen, noch um die eine zu vermehren. Moissis Gattin, die in Genua mit Lloyd-George konferiert hat, verrät es den Lesern des Neuen Wiener Journals, zu denen auch ich zähle, aber nur wegen des Hermann Bahr, damit ich am Sonntag auch eine Gaudee habe. Moissis Gattin lernt also albanisch, denn es hat sich plötzlich

herausgestellt, daß Moissis Ahnen aus Albanien stammen, ja daß ein Vorfahr, den sie in der Geschichte Albanien selbst entdeckt hat, ein tapferer Feldherr Skanderbegs war, der auch den Prinzentitel bekam. Da nun freilich heute auch die albanischen Zigarettenfabrikanten den Prinzentitel führen, während die deutschen mehr anthroposophischen Bestrebungen zugeneigt sind, so wäre das noch nichts besonderes, wenn nicht Moissis Gattin — die gleichfalls Schauspielerin ist — durchaus den Ehrgeiz hätte, »daß Moissi sofort mit dem Prinzen Wied und anderen Kronprätendenten konkurrieren sollte«. Dieses Anerbieten, wiewohl es nicht von der Konferenz in Genua, sondern von Moissis eigener Gattin ausging, habe er »empört zurückgewiesen«, denn er »will beileibe nicht das Zepter Lears mit der albanischen Krone vertauschen«. Aber warum das Zepter Lears? Dieses liegt Herrn Moissi noch lange nicht und lieber würde ich mir ihn noch als Prinzen von Albanien anschauen. Es scheint jedoch bloß eine Rollenverwechslung vorzuliegen und es dürfte sich wohl darum handeln, daß Herr Moissi die Rolle des Herzogs von Albanien im »König Lear«, für die seine Mittel zur Not ausreichen, empört zurückgewiesen hat. Vorläufig sind jedenfalls wichtigere Dinge zu erledigen, Frau Moissi muß den Interviewer entlassen, »denn ihr Mann habe ihr versprochen«, sich — nicht etwa ihr — einen neuen Hut zu kaufen und »dieser Moment darf nicht versäumt werden«. Denn man hat ja keine Ahnung, was für ein Ereignis das ist. Moissi ist nämlich »der bescheidenste Mensch, den man sich denken kann« und es bedarf immer »vierzehntägiger Szenen und manchmal auch Tränen, bis Moissi zu bewegen ist, für sich selbst Geld auszugeben«. Nun würde die Frage, für wen er es ausgibt, da er ja so viel einnimmt, um mit Albanien auch Österreich sanieren zu können, gewiß kein öffentliches Interesse berühren, wiewohl sie sich ja selbst der Öffentlichkeit aufgedrängt hat, diese Frage. Wenn nicht eben die Angelegenheiten der Komödianten, so bescheiden diese sonst auch sein mögen, einen so großen Raum der Publizität besetzten, daß man heute schon in keine Zeitungsspalte gucken kann, ohne auf die Innerlichkeit zu stoßen, mit der sie die Dinge, die nur sie angehen, den Interviewern auftischen. Es hat ja schon vor Herrn Moissi Bühnensieger gegeben, die mehr aus sich machten als vorhanden war,

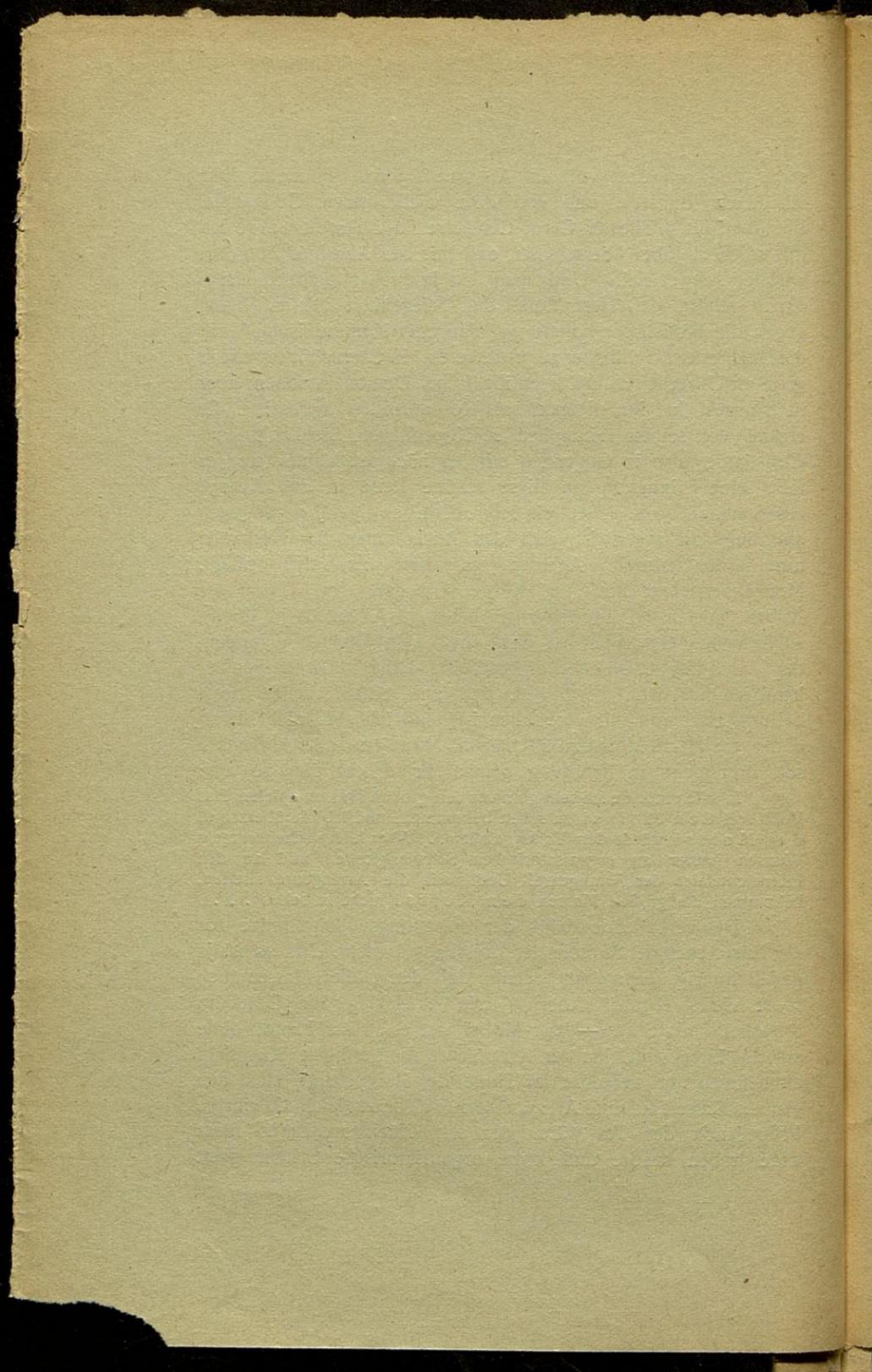


die selbst ihre Bescheidenheit übertrieben und denen im Banne dieser Autosuggestion die Pferde von den Eseln ausgespannt wurden. Aber das gibts doch erst jetzt, daß uns, wenn am unglücklichsten Tage blutend alles Volk verstummt und wir eben gelesen haben, wie in Blumau eine sechzehnjährige Arbeiterin von einem glühenden Stück Eisen in den Rücken getroffen wurde, gleich auch erzählt wird: »Moissi winkt ein paar jungen Mädchen zu, die ihn grüßen«. Das gibts doch erst jetzt, daß die Villa, die Herr Moissi in Mödling besitzt, an den Bericht über Kriegsblindenheimstätten stößt und daß an die Rubrik »Todesfälle« die Konstatierung anschließt: »Moissi bedauert es durchaus nicht, den venezianischen Frühling mit dem Pfingstfrühling von Wien vertauscht zu haben: ‚Gestern abend bin ich von Venedig weggefahren; aber so traumhaft schön es dort war‘ — Euer Gnaden wissen eh. Das hats ja immer gegeben, daß ein Schauspieler, der hier gastiert, den Zeitungen versichert hat, er preise sich glücklich, wieder in seinem geliebten Wien zu sein und Wien sei die schönste Stadt Europas und speziell der ganzen Welt. Aber das gibts gewiß erst jetzt, daß ein Tenor außer diesem Bekenntnis noch über seine Weltanschauung befragt wird. »Wenn ich meine Weltanschauung durch einen Begriff präzisieren soll, so kann ich nur sagen: ich bin Christ«, bekennet Herr Moissi. Aber er ist es — was schon die Höflichkeit gegenüber einem Vertreter der Neuen Freien Presse zu sagen gebietet — »nicht etwa im Sinne konfessioneller Dogmen, sondern im Sinne der Bergpredigt und der tolstoianischen Gewaltlosigkeit, die man ja auch als Edelanarchismus bezeichnet.« »Als Künstler«, setzt er für alle Fälle hinzu, »bin ich aber selbstverständlich auch extremer Individualist«. All dies glaubt Herr Moissi sagen zu müssen, um das »bedauerliche Mißverständnis« zu zerstreuen, durch das man ihm »seinerzeit eine terroristische Gesinnung zuschrieb«. Er will ja nicht ganz in Abrede stellen, daß sich bei ihm »in schlaflosen Nächten vielleicht der Spleen entwickelt hätte, Danton oder Napoleon nicht mehr auf der Bühne, sondern im Leben zu spielen«. Aber die Genueser Konferenz habe ihn »von solchen Neigungen gründlich kuriert« und überhaupt »lehne er jede Propaganda der Tat entschieden ab«. Auch nehmen die internationalen Gastspielverpflichtungen

seine Zeit ohnedies voll in Anspruch. »Von Finnland fuhr ich nach Bukarest und von dort wieder nach Christiania. Im überfüllten Theater Carol Cel Mare in Bukarest wurde ich mit solchem Jubel überschüttet, daß mir der Abschied von dort wirklich schwer fiel.« Und man hat ja auch tatsächlich nichts davon gehört, daß Herr Moissi die Gelegenheit benützt hätte, gegen die bestialische Folterung gefangener Kommunisten durch die Bukarester Machthaber zu protestieren. In Czernowitz wurde er ganz zu Unrecht das Opfer antideutscher Demonstrationen, aber in Bukarest hat ihn niemand als Kommunisten agnosziert. Er erzählt von seinen Triumphen in Kopenhagen, Stockholm und Christiania, also in Gegenden mit der höchsten Valuta, und er faßt seine Erinnerung an diese schöne Reise in das Aperçu zusammen, er habe heuer »ein Nomadenleben« geführt, wogegen allerdings zu sagen ist, daß das Auskommen der Nomaden nur selten durch Agenten garantiert zu sein pflegt. Moissi versichert noch, er würde sehr gern den »Timon von Athen« spielen (vermutlich auch lieber in Athen als in Wien), »aber, seufzt er, leider hat sich noch kein Dichter gefunden, der das Stück entsprechend bearbeitet hätte«. Diesen Seufzer kann ich nur damit beruhigen, daß eine entsprechende Bearbeitung zwar von mir vorhanden ist, daß ich aber nicht daran denke, sie Herrn Moissi zu überlassen. Noch ein anderer Wunsch soll ihm nicht in Erfüllung gehen. Er drückt dies so aus:

In Wien möchte ich sehr gern vor den großen Massen spielen. Das Volk soll den Moissi zu sehen bekommen, und ich bin überzeugt, der Moissi würde dem Volke gefallen . . . Aber leider scheidert mein Wunsch immer an organisatorischen Schwierigkeiten und an den Eifersüchteleien der Arrangeure. Und weil die Arrangeure streiten, bekommen die großen Massen den Moissi nicht zu sehen . . .

Das verhallende Melos der entsagungsvollen Punkte hat der Interviewer der Stimme des Moissi abgelauscht. Und es ist ja gewiß traurig, wenn man bedenkt, daß den großen Massen auch sonst vieles abgeht. Aber — ein Vorschlag zur Güte im tolstoianischen Sinn — der Moissi hat es in der Hand, ohne auf die Eifersüchteleien der Arrangeure die geringste Rücksicht zu nehmen und geradezu im Sinne der Bergpredigt, sich den großen Massen auf eine Art zu nähern, welche zugleich die einzige Propaganda der Tat wäre, der sein Edelanarchismus nicht widerstreben müßte und keine organisatorische Schwierigkeit



widerstehen könnte. Er brauchte bloß den Entschluß zu fassen, anstatt vor den großen Massen einmal für die großen Massen zu spielen. Er brauchte die großen Massen, wenn sie denn schon durch technische Hindernisse den Moissi nicht zu sehen bekommen sollen und insbesondere darauf verzichten müssen, sich von den »wichtigen Retuschen« zu überzeugen, die sein Hamlet, sein Fedja und sein Oswald jetzt erfahren haben, er brauchte sie bloß dadurch zu entschädigen, daß er sie wenigstens an den materiellen Erfolgen, die ihm seine bourgeoisen Auditorien verschafft haben, teilnehmen läßt. Auch als abgeklärter Kommunist wird Herr Moissi nicht leugnen können, daß gerade die großen Massen derzeit noch mehr als nach dem Fedja und seiner Tat fordernden Innerlichkeit nach der Tat selbst hungern, daß ein Stück Brot wichtiger ist als die wichtigsten Retuschen jeder Rolle und jedes politischen Bekenntnisses, und daß es sich jetzt mehr um die Erfüllung jener Lebensnotwendigkeiten handelt, deren Auffassung leider immer die unerbittlich gleiche bleibt. Und gerade als Edelanarchist wird er sich wieder nicht der Einsicht verschließen können, daß sich von den Edelvaluten, die auf dem weiten Weg von Finnland über Bukarest nach Christiania erworben wurden, für jenen frommen Zweck etwas erübrigen ließe, was, in Kronen umgewechselt, ungezählte Millionen und in Rubeln eine schon gar nicht vorstellbare Summe ergeben würde. Wir haben aus dem Munde der eigenen Gattin gehört, daß Moissi der anspruchsloseste und bescheidenste Mensch ist, den man sich denken kann, und daß es erst vierzehntägiger Szenen und manchmal auch Tränen bedarf, bis er zu bewegen ist, für sich selbst Geld auszugeben. Da nun dank dem Irrwahn der neuen Theatermenschheit Geld in einer Fülle vorhanden zu sein scheint, wie sie nie zuvor von einem reisenden Virtuosen ins Verdienen gebracht wurde, aber auch Tränen in Fülle, die ihn bewegen müßten, es für andere auszugeben, so ist gewiß seine Bescheidenheit bisher der Grund gewesen, daß wir von ihm in einer einzigen Rubrik der Zeitungen noch nicht gelesen haben, nämlich in jener, die die Spendenausweise enthält. Natürlich darf man nicht bezweifeln, daß Herr Moissi, dessen Innerlichkeit bloß die Publikation seiner Glaubensbekenntnisse nicht verwehrt, längst im Stillen sein tolstoianisches Scherflein beigetragen hat. Aber es handelt sich um eine Angelegenheit,

bei der die Reklame einfach unerlässlich ist, weil diese die Propaganda einer Tat bedeuten würde, die nicht nur als solche selbst Hilfe bringt, sondern auch als Beispiel dem Zweck eine gar nicht absehbare Förderung sichert. Sollte Herr Moissi von den gigantischen Gastspielhonoraren, die er nur in diesem Jahre seines Nomadenlebens gesammelt hat, bereits ein paar Millionen Kronen an die großen Massen in Wien abgegeben haben, oder wenn dies mehr im Stil seines Tolstoiismus wäre, an jene hungernden Russen, die dort gerade zwischen Finnland und Bukarest sterben, so trete er aus seiner Reserve hervor, lasse alle schlecht angebrachte Bescheidenheit fahren, bekenne es frei wie seine sämtlichen Glaubensbekenntnisse und insbesondere das letzte, und ich werde der erste sein, der von diesem als dem seriösesten Aufhebens macht. Ich werde schreiben: »Wenn ich seine Weltanschauung durch einen Begriff präzisieren soll, so kann ich nur sagen: er ist Christ.« Stelle es sich heraus, daß er insgeheim sich im Geben gar als Verschwender betätigt hat, so werde ich bereit sein, ihm meine Bearbeitung des Timon zu überlassen, zur Anerkennung des Menschen Moissi und weil ich dann der Überzeugung wäre, daß ihm diese Rolle besser liegt als der Franz Moor. Als Leser des Neuen Wiener Journals bin ich unter allen seinen menschlichen Vorzügen bisher nur von seiner Bescheidenheit unterrichtet und allenfalls noch von seiner Pietät, da er nämlich die Frage einer Berliner Dame, warum er denn bei Sekt ergreifende Reden über das Elend der Arbeiterkinder halte und für diese seinen herrlichen Brillantring noch nicht zu Geld gemacht habe, mit der Versicherung beantwortet hat, dieser Ring sei ein teures Andenken, ein Geschenk, das ihm der Zar von Rußland einst bei seinem Petersburger Gastspiel verehrt habe. Es ist eine Anekdote und ihre Wahrheit wird in ihrer Erfindung liegen, deren Möglichkeit sich durch die beinahe verschämte Art, in der Herr Moissi Wohltaten übt, hinreichend begreift. Der Ring des Herrn Moissi, der, wenn er ihn überhaupt besitzt, so wenig ein Ring des Zaren sein dürfte wie er der Ring Ifflands ist, den jeweils der beste deutsche Schauspieler erbt, ist nur ein Symbol, und um zu erweisen, daß dieses Symbol bloß einen unverschuldeten Schein deckt, brauchte sein Besitzer nichts zu tun, als die Wahrheit stolz zu bekennen und dem nächsten Interviewer die Summen

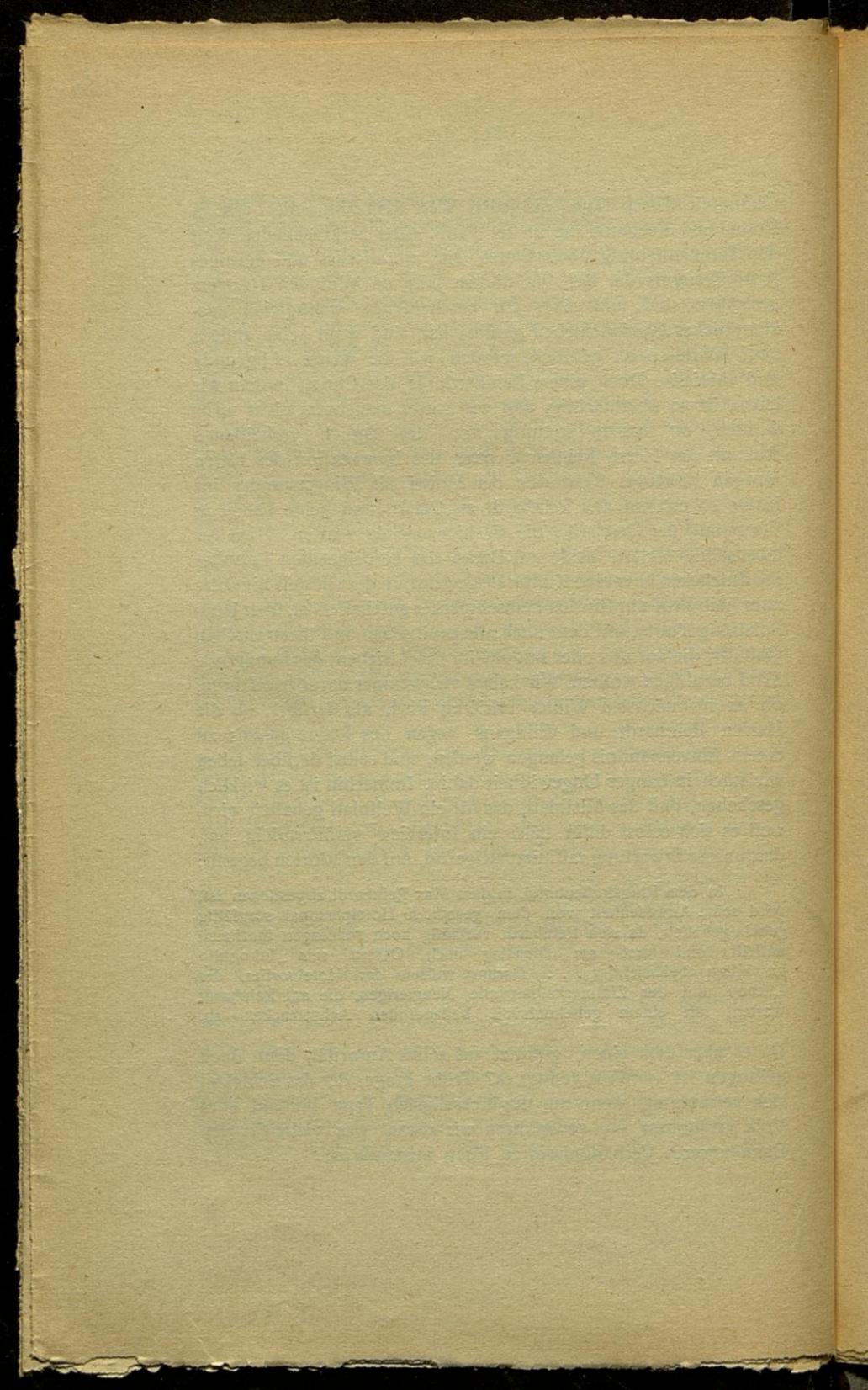
anzugeben, die er bereits für den Teil der Menschheit gespendet hat, der einst von eben jenem Zaren beherrscht wurde. Sollte er in der Hetzjagd des Nomadenlebens, das ihn durch so viele Länder wie Rollen, an so vielen Zeitungen wie Weltanschauungen vorbeiführt, bisher wider Erwarten nicht dazu gelangt sein, so fordere ich ihn auf, es nachzuholen und zwanzig Millionen österreichische Kronen — eine Summe, die doch jetzt leider nur ein Teilchen seiner Jahreseinnahme ausmacht — an die Künstlerhilfe für die Hungernden Rußlands zu überweisen. Versäumt er auch dies im Drange der Geschäfte und in der Hetze eines Nomadenbetriebs, bei dem man wirklich heute in Stockholm nicht weiß, wo man morgen in Christiania auftreten wird — versäumt er es: so kann ich nur die inbrünstige Hoffnung hegen und ausdrücken, daß vor diesem Beispiel keuschester Ökonomie einer beinahe verschämten Seelenoffenbarung eine öffentliche Meinung, die sich weiterhin an dem lauterem Gold in der Kehle des Herrn Moissi entzücken mag, doch hinreichend abgestumpft sein wird für die unermüdlichen Ansprüche, die das Urchristentum des Herrn Moissi an die öffentliche Beachtung stellt, und hinreichend empfänglich für den Greuel, daß das Wort »Bergpredigt« von geschminkten Lippen in schmierige Federn fließt!

Und die Gelegenheit, die mich vor dieser lieber die andere Hoffnung aussprechen läßt: daß Herr Moissi der Christ sein werde, der er ist, will ich nicht vorübergehen lassen, ohne auch zu sagen: daß, wie immer man zu dem Problem stehen mag, ob diese Zeit mehr nach dem Ebenbilde ihrer Kunst oder diese Kunst mehr nach dem Ebenbilde ihrer Zeit geschaffen ist und ob sie auf einander mehr oder weniger stolz sein können — daß heute doch wohl kein Genosse dieser Zeit und kein Genießer dieser Kunst von dem überwältigenden Grausen unberührt sein dürfte vor den Mitteln, die der Betrieb dieser Zeit dem Betrieb dieser Kunst zu Gebote stellt. Wäre selbst nach meinem so absoluten und so wenig einverständlichen und gemeinverständlichen Maß in Betrachtung der künstlerischen Dinge die Größe des Herrn Moissi als eine solche vorhanden, vor der alle großen Schatten der Schauspielkunst, die Erinnerung an die Sonnenthal und Baumeister, Mitterwurzer und Matkowsky, zu Phantomen versinken, so wäre doch nebst der hysterischen

Ökonomie dieser Tage, die jeden Wert überzahlt, die Fülle an Ruhm und Reklame, die in der Panik einer zerkrachenden Welt den Bühnenliebbling überschüttet, ein moralisches und geistiges Armutszeugnis der Zeit. In diesem Jahr, da Millionen Hungers gestorben sind und einer ein bescheidenes, wengleich askömmliches Nomadenleben geführt hat, sind wohl keine andern zwei Worte so oft gedruckt worden wie die Worte »Abgrund« und »Moissi«. Doch, eines: Reinhardt. Ja, das Chaos, in dem wir leben, ist so übermächtig, daß wir schon manchmal nicht mehr wußten, ob unsere Rettung von der täglich verheißenen Ankunft des Herrn Reinhardt oder der Intervention des Herrn Morgan abhängt. Kam uns der Moissi als Pfingstwunder ins Haus, so erstand uns Reinhardt zu Ostern und beide haben in Erwartung der Geschäfte, die sie hier machen werden, Wien für lebensfähig erklärt, beide am Busen der herbeigeeilten Reporter ihr Entzücken über eine Kultur ausgießt, in der alles bis hinunter zum Laib Brot nur für den Feinschmecker geschaffen ist, über jenes Spielzeug Kultur, mit dem noch alle politischen und theatralischen Gaukler, die vor uns oder mit uns ihr Spiel trieben, das hungernde Kind beruhigen wollten. Wir haben viel weniger darüber erfahren, ob es im nächsten Winter erfrieren wird, als darüber, ob die Herren Reinhardt und Wildgans wegen des Redoutensaals zu einem Einverständnis gelangen werden, und selbst darüber leben wir noch in banger Ungewißheit dahin. Immerhin ist es wirklich geschehen, daß das Mistblatt, das für ein Weltblatt gehalten wird, weil es sich selbst dafür hält, ein Interview veröffentlicht hat, das, unsere Erwartung raffiniert steigend, mit den Worten begann:

In dem Ringstraßenhotel, in dem Max Reinhardt abgestiegen ist, wird seine Anwesenheit von dem gesamten Hotelpersonal sorgfältig geheimgehalten, da sich Reinhardt vorläufig noch sozusagen inoffiziell aufhält und erst am Dienstag nach Ostern sein Inkognito zu lüften beabsichtigt . . . Darum weisen der Hotelportier, der Liftboy und der Zimmerkellner alle Neugierigen, die auf Reinhardt warten, mit einem geheimnisvoll bedauernden Achselzucken ab.

Da es aber dem einen, gestützt auf seine Autorität, denn doch gelungen ist — Wem gelingt es? Trübe Frage, der das Schicksal sich verummmt, wenn am unglücklichsten Tage blutend alles Volk verstummt —, so erfahren wir etwas, was vielleicht den Bann unseres Verhängnisses zu lösen imstande ist:



Obwohl Reinhardt während seines Wiener Aufenthaltes ein riesiges Arbeitsprogramm zu bewältigen hat und daher von vornherein entschlossen war, alle Wege im Auto zurückzulegen, so verführt ihn dennoch die Anmut der im Ostersonnenschein schimmernden Straßen bisweilen zu kleinen Fußwanderungen, und immer wieder spricht dieser für Schönheit jeder Art so empfängliche Stimmungsmensch sein Entzücken über Wiens heimliche Musik aus, die in der Architektonik, in der Kunst dieser Stadt so wunderbar lebt und die er so lange entbehren mußte.

Der Arme, was muß der gelitten haben! Aber wenn sich vielleicht unter der Tortur dieser Geistigkeit, in der die Sonnenmorize des Elends spotten, das der Herr Reinhardt zu Fuß zu durchmessen sich entschlossen hat, und die in Wahrheit unsern tieferen Jammer bedeutet — wenn sich in der Gehirnpest, die einen Weltkrieg erzeugen und überleben konnte, doch noch ein Instinkt für die reinere Luft der Schöpfung erhalten hat, so kann er sich aus der schmutzigen Lüge, von der die Kulturwerte bis in ihre letzten Ornamente längst an die Parasiten verpfändet sind, in die Sehnsucht retten, daß auf einen Umsturz, der uns nur die Monarchen genommen hat, einer folgen werde, der uns auch von den Journalisten befreit!

Glossen

**Die Nachkommen von Mozart und Beethoven, von
Schubert und Johann Strauß**

oder

**Die künstlerische Schönheit ein Grundstock unserer
Existenz, die auch auf der Tatsache beruht, daß wir
Fremde anlocken**

Verpfändung der Gobelins.

Für die Kredite der Entente.

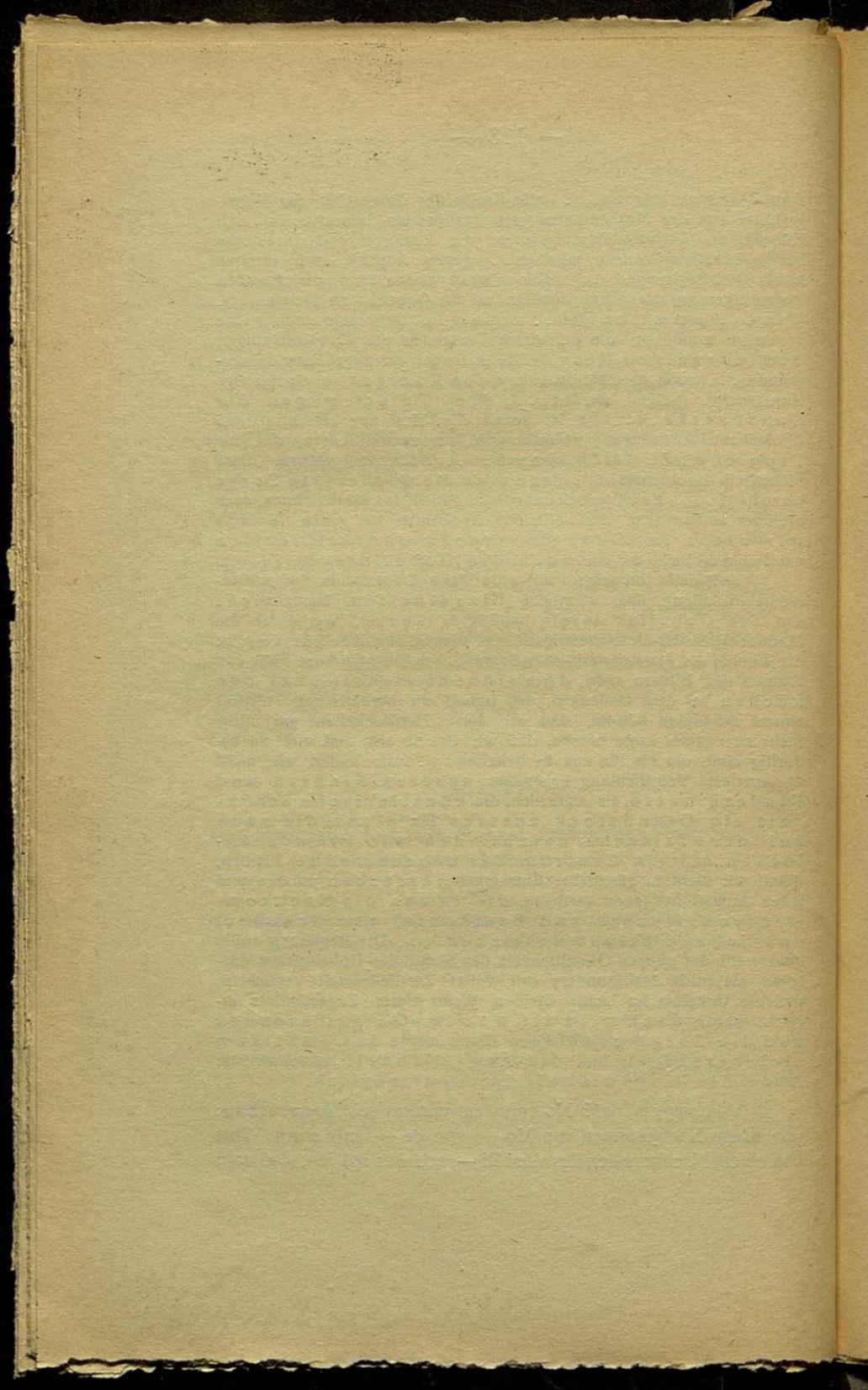
Wien, 15. Februar.

Nun sollen doch die Gobelins daran glauben müssen. Wir haben noch keine Meldung über die Einzelheiten und es wäre dringend zu wünschen, daß die Regierung sich entschliesse . . . damit nicht täglich neue Versionen auftauchen, die

den Blick verwirren . . . alle Kreise der Universität, der Kunst-institute und der Museen haben ein brennendes Interesse . . . Die Künstler und Universitätsprofessoren, die Rektoren und Direktoren haben scharfen Protest erhoben.. gegen Angriffe auf unseren kulturellen Besitzstand . . . Wir müssen wissen, was die fremden Regierungen veranlaßt hat plötzlich auf die Gobelins zu greifen . . . Wieso kommt es, daß.. man uns im nachhinein noch eine Wunde zufügt, die bei vielen Tausenden von Kunverständigen den lebendigen Nerv berührt? Da ist ein ungeklärter Hintergrund . . . noch an unser kulturelles Edelgut, an einzigartige Kunstwerke greifen werden . . . einen Putsch gegen die Kunstwerke . . . Es ist somit die Hoffnung berechtigt, daß die äußerste Anstrengung gemacht wird, um zu verhindern, daß die Teppiche außer Landes kommen . . . Wenn es gelänge, diese Sicherheit durchzusetzen .. dann wäre die wichtigste Sorge beruhigt . . . Es ist jedoch unbedingte Pflicht des Ministeriums, auch hierüber authentische und offizielle Auskünfte zu geben, damit wir nicht im Dunkeln tappen und schließlich und endlich doch noch die Gobelins verlieren.

Jedenfalls brauchen wir gründliche Information und schleunigste Mittellung über sämtliche Einzelheiten. Denn nicht um die Gobelins allein handelt es sich . . . Wer durch die Marmorhallen der Hofmuseen geht, wer den Glanz der Rüstungen, die Wunder der kunstgewerblichen Sammlungen, die grandiose Fülle von Statuen und Bildern sieht, dem rinnt es eiskalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß irgend ein barbarischer Phillister einmal behaupten könnte, daß all diese Herrlichkeiten gar nicht mehr zu unserer Lage passen, daß wir viel zu arm und viel zu bedürftig sind, um sie für uns zu behalten . . . als hätten wir nicht die ernsteste Verpflichtung gegenüber unseren Kindern und Kindeskindern, als wäre nicht die künstlerische Schönheit ein Grundstock unserer Existenz, die auch auf der Tatsache beruht, daß wir Fremde anlocken und ein Zentrum der Lebensfreude bleiben, damit wir nicht in gänzlicher Einsamkeit verrecken müssen und jeden Anwert bei jenen verlieren, die in uns die Nachkommen von Mozart und Beethoven, von Schubert und Johann Strauß erblicken . . . Die Regierung sollte unverweilt der ganzen Öffentlichkeit den Stand der Gobelinsfrage darlegen, sie sollte insbesondere mit voller Zweifelfreiheit versichern, daß die Gobelins im Lande bleiben. Wenn dieses Zugeständnis erreicht wurde, dann wird die Wunde weniger brennen und die Sorge gemildert. Dann würde das Publikum sich beruhigen und die Ängstlichkeit verschwinden. Aber die Ungewißheit ist unerträglich.

Von wem ist das? No von wem wird es sein, ganz richtig: von einem Nachkommen von Mo —, von Be —, mit einem Wort von einem Nachkommen des alten Bi —, ach was red ich, also vom



jungen Beethoven. Und nun wird man vielleicht glauben, daß auf diesen Kanevas mein Teppich »Alles, nur nicht die Gobelins!« gestickt wurde? Ja Schnecken. Er war fertig und das Leben kam wieder einmal nach dem Wort. »Man kann sich vorstellen«, was ich gelitten habe: »die Sorge«, daß einer glauben könnte, ich hätte es jenem nachgeschrieben und es wäre nun unvollkommen. Man unterscheidet in der Geschichte der österreichischen Hungersnot drei Aufstände wegen der Gobelins. Das Epigramm und die Betrachtung »Die Treuhänder der Kultur« wurden nach dem zweiten Aufstand geschrieben. Als sie in Druck gingen, brach der dritte aus. Hätte ich erst diesen auf mich wirken lassen, so wäre ja alles noch viel schöner geworden. Wenn die Nachkommen von Mozart und Beethoven, von Schubert und Johann Strauß einem doch nur Zeit ließen, daß man ihnen nachkommen kann! Aber kaum hat man etwas geschrieben, kommen sie einem nach und machen es noch schöner. Wieso kommt das? Bedächten sie doch, daß ihre künstlerische Schönheit, durch die sie Fremde anlocken (falls diesen schon vor gar nichts graust), ein Grundstock meiner Existenz ist und das Zentrum meiner Lebensfreude!

* . *

Der alte Lederer

. . . Als Fritz Lederer am 20. Dezember aus der polizeilichen Haft auf Grund einer vom Regierungsrat Weybora getroffenen Vereinbarung entlassen wurde, erschien Dr. Horn im Sicherheitsbüro der Polizeidirektion und soll hier . . . Den Namen des alten Herrn Lederer habe er jedoch in diesem Zusammenhang nicht genannt. Er habe . . . an mehrere Täter gedacht, vielleicht auch an die Person des alten Herrn Lederer. Er habe auch nicht vor dem Staatsanwalt Immendörfer den Namen des alten Herrn Lederer genannt . . . da er ja wußte, daß der alte Lederer das letzte Rad an dieser Affaire sei . . . erklärte, wenn auch Dr. Horn mir gegenüber den Namen des alten Herrn Lederer nicht genannt hat, so hatte ich doch den Eindruck, daß der alte Lederer auch gemeint war, . . . als er ihm sagte, daß der alte Herr Lederer bereit sei, im Wege einer Haftungserklärung die Schulden seines Sohnes zu übernehmen, sehr aufgeregt erwidert habe: »Ich bin überzeugt, daß der alte Herr Lederer den Staatsanwalt bestochen hat und daß Geld gegeben wurde.« Der Name des alten Herrn Lederer ist, erklärte der Zeuge, bestimmt von Dr. Horn genannt worden.

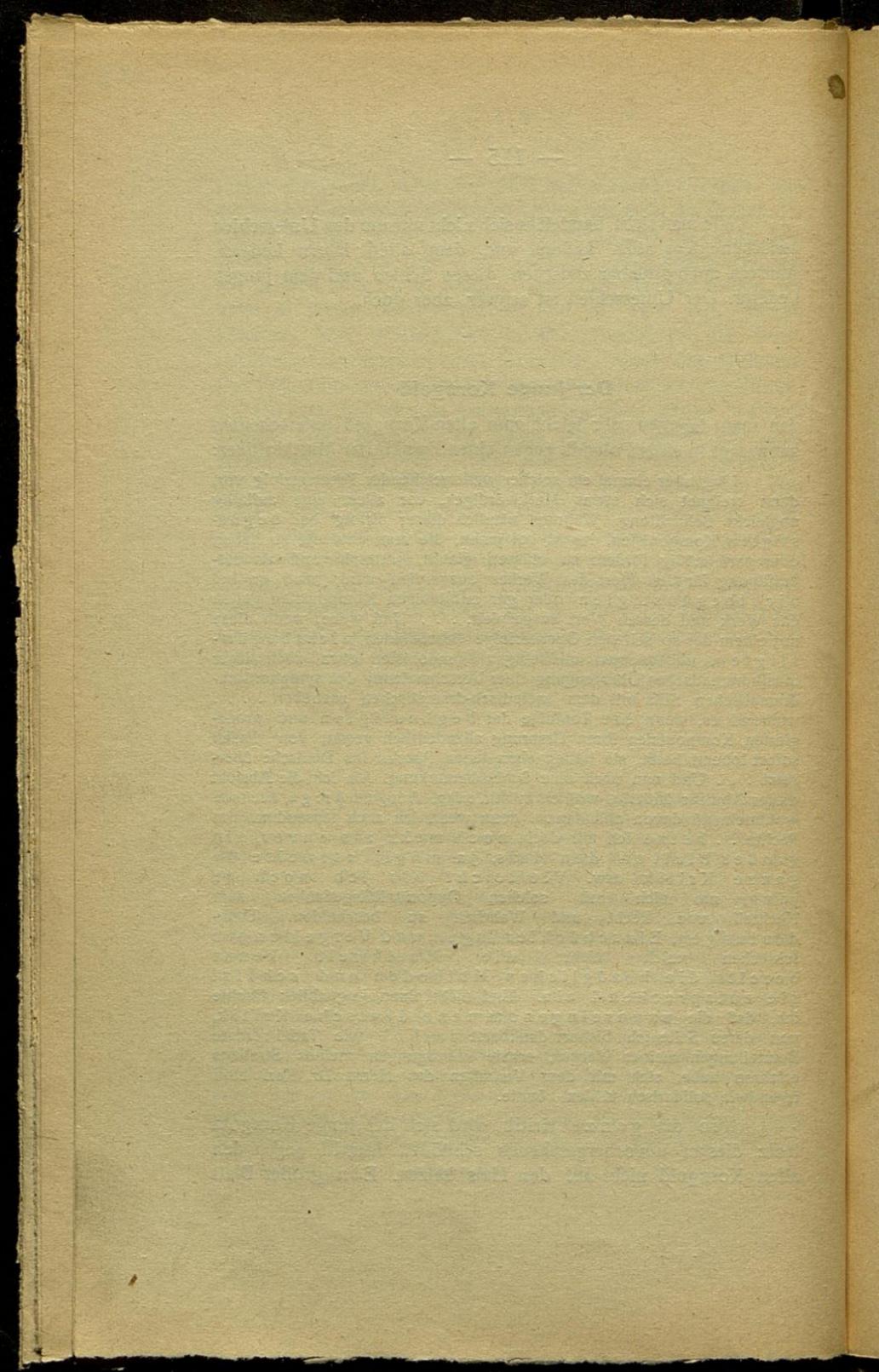
Wie man sieht, handelt es sich nicht nur um den Unterschied zwischen dem alten Lederer und dem alten Herrn Lederer, sondern auch offenbar zwischen diesen beiden und dem jungen Lederer. Der Unterschied ist schwer, aber doch.

Der junge Korngold

den man dagegen sehr leicht vom alten Korngold unterscheiden kann, sagt in einer Polemik gegen einen Frankfurter Musikkritiker:

Liegt aber einmal ein solcher weiterreichender Theatererfolg vor, dann ereignet sich etwas Merkwürdiges, vor allem eine auffällig ungleiche Behandlung. Während nämlich dieser Erfolg bei begünstigten Komponisten, das ist bei jenen, die man entdeckt zu haben oder parteimäßig fördern zu müssen glaubt, triumphierend als Bekräftigung für den Wert des Werkes ausgerufen wird, wird er bei nichtbegünstigten oder gar mißliebigen Komponisten gegen das Werk und dessen Wert ausgespielt. . . . Und wehe, wenn diese mit einem der so seltenen Opernerfolge beschenken, nichtbegünstigten, unbequemem, mißliebigen Komponisten etwa nach ihrer musikdramatischen Überzeugung einer Verschmelzung des symphonisch-dramatischen Stils mit dem melodisch-dramatischen zustreben. . . . während es, wenn eine Tonfolge der begünstigten und propagierten Komponisten ihren Ursprung allzudeutlich verrät, von diesen sofort lobend heißt, sie hätten eben jenen Puccini ins Deutsche übersetzt. . . . Und nun noch eine Schlußbemerkung. Als ich die Absicht dieser Abwehr äußerte, wollten mich Verlag, Angehörige, Freunde wohlmeinend davon abhalten. . . denn wenn ich auch tausendmal im Rechte. . . hetze ich mir doch, noch mehr als zuvor, ein großes Blatt auf den Hals, ja möglicherweise die ganze Kritik usw. Vielleicht bin ich noch zu jung, um mich mit solchen Opportunitätsgedanken zum Nachteil von Recht und Wahrheit zu bescheiden. Umdeutungen, Einschüchterungen und Vergeltungen schrecken mich nicht; die Musikwelt kennt bereits die bezüglichen Methoden und schätzt sie entsprechend ein. Und nicht einen Augenblick fürchte ich, daß die unvoreingenommene deutsche Kritik, von deren Seite ich bisher dankbarst in Lob wie Tadel ernste Beurteilungen meines Werkes, ernste Würdigungen meines Strebens erfahren habe, sich mit dem Verhalten des Herrn Dr. Karl Holl irgendwie solidarisch fühlen könnte.

Also die ganze Kritik wird sich der junge Korngold trotz diesem unvorhergesehenen schnöden Angriff gegen den alten Korngold nicht auf den Hals hetzen. Ein großes Blatt



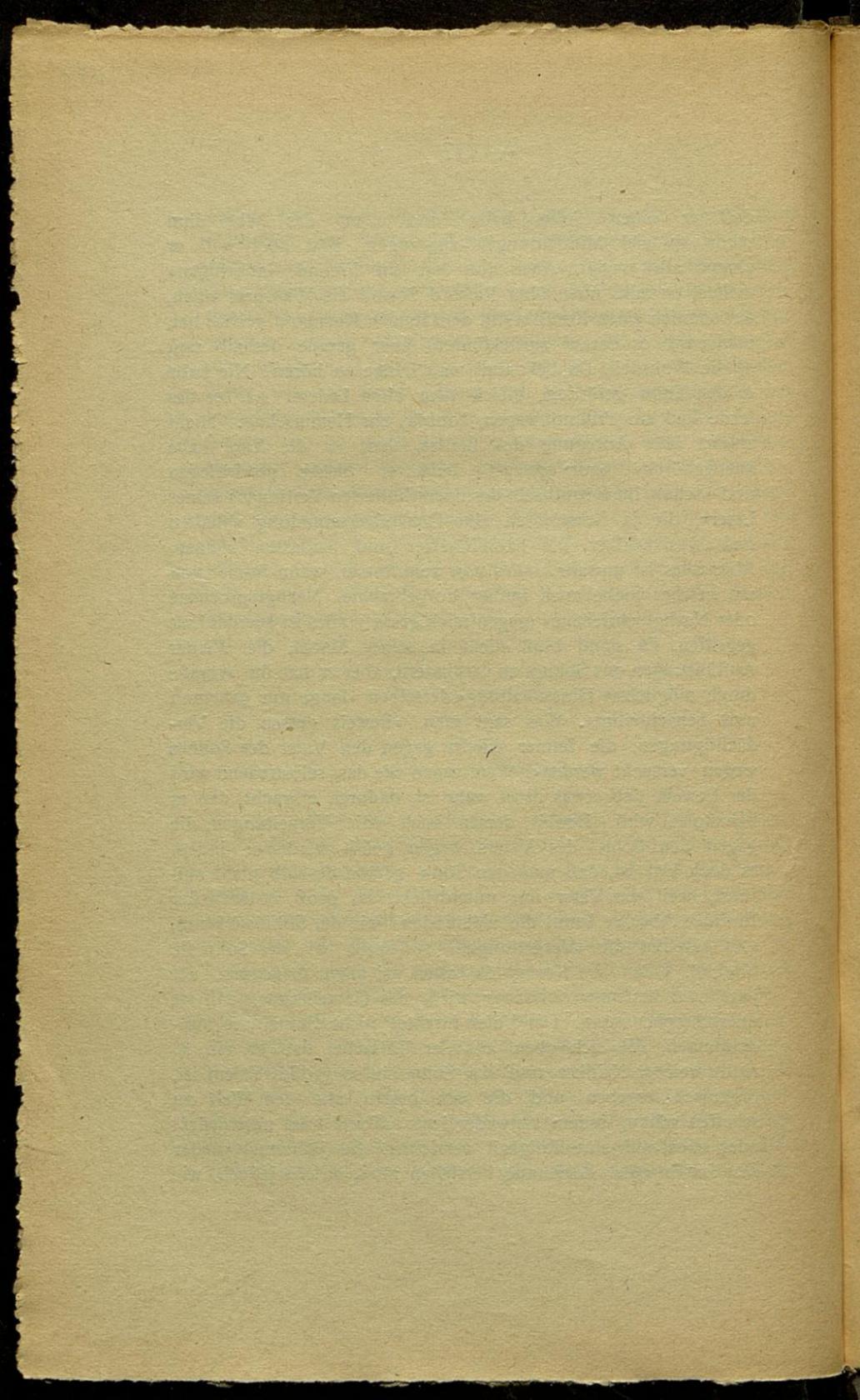
bleibt ihm auf alle Fälle gewogen und die bezüglichlichen Methoden der Umdeutungen, Einschüchterungen und Vergeltungen, die die Musikwelt bereits kennt und entsprechend einschätzt, werden gewiß nicht zu seinen Ungunsten verwandt, das heißt angewandt werden. Denn man unterscheidet so genau wie er selbst zwischen begünstigten und unbegünstigten Komponisten, wenn man auch schwer genug unterscheiden kann, was bei einem Erfolg vom jungen Korngold und was vom alten Korngold ist. Also es wird ihm schon nicht fehlen. Gewiß, er ist noch zu jung und bedarf der väterlichen Führung, und ein Vaterherz grollt nicht, auch wenn einmal ein unvorsichtiges Wort gefallen ist. Das macht eben die Jugend und eine unvoreingenommene deutsche Kritik hält sich ans Werk und nicht ans Wort. Natürlich wird er versprechen müssen, es nicht wieder zu tun. Die Angehörigen, die ihn wohlmeinend abzuhalten suchten, haben ganz recht gehabt. So etwas tut man einfach nicht.

* . *

Der alte Korngold

der eben noch ein berechtigtes Interesse zu haben schien, mäßigend auf das Kind einzuwirken, »daß Sturz und Unfall ihm nicht begegne, zugrund uns richte der teure Sohn«, erscheint vom polemischen Drang mitgerissen. Während der alte Lederer sich mit Händen und Füßen gegen die Zumutung wehrt, für sein Fleisch und Blut den Staatsanwalt beeinflußt zu haben, geht jener hin und enthüllt einen Kunstbetrieb, wo mit »Personenkultus« und mit »Verschleierungen« gearbeitet wird? Ja, was treibt denn diese Familie? Hat sie denn gar kein Geheimnis? Kaum hat der Sohn über die Schnur gehauen und wider den Stachel gelökt, so kommt der Vater und tut desgleichen? Wie die Jungen zwitschern, so sangen die Alten? Gracchi de seditione querentes können zusperrern: Korngolds klagen über Verschleierung! Der alte Korngold will keine Verschleierung mehr, sondern gibt zum erstenmal offen zu,

daß er einen Sohn habe, und eben das habe ihm schon so viel Mißdeutungen zugezogen, jetzt aber will er einmal alles sagen. Auch ihn hat ein Freund »abbringen« wollen, er solle nicht über Richard Strauß die Wahrheit sagen, der nämlich einen Konflikt mit dem jungen Korngold gehabt hat, man wird es darauf zurückführen, aber gerade deshalb sagt er die Wahrheit. Da bekommt man Dinge zu hören! Nie habe er den Sohn gefördert, gleich dem alten Lederer war er das letzte Rad am Triumphwagen, konträr, ein Hemmschuh. »Nicht zuletzt über Anregung des Blattes, dem er die Ehre habe anzugehören« (mir gesagt), habe er bisher geschwiegen und »schon im Bewußtsein des unerschütterten Vertrauens seiner Leser«, die ja bekanntlich eine Generalversammlung abhalten und Musikkritiker, die Familienväter sind, entlassen können. Aber alles ist unwahr, »alles von wem immer, wann immer und an welcher Stelle auch immer Vorgebrachte, Nachgesprochene oder Nachgeschriebene« (gegen mich gesagt), alles ist aus der Luft gegriffen. Es stand bloß nicht in seiner Macht, die Wiener Aufführungen des Sohnes zu verhindern, aber er hat ihn »gerade durch möglichste Hintanhaltung« derselben »lange nur gehemmt und benachteiligt«. Was sagt man. »Beweis dessen die Verdächtigungen, die immer wieder gegen den Vater des Sohnes wegen versucht werden«. Wem sagen Sie das, selbstredend wird der Beweis, daß etwas nicht wahr ist, dadurch erbracht, daß es behauptet wird. Beweis dessen auch »die Vergeltungen, die gegen den Sohn des Vaters wegen geübt werden«: indem es doch klar ist, daß man den Sohn gerade deshalb nicht auführt, weil der Vater ihn unterdrückt. So groß ist eben der Einfluß. Aber er kennt die »Methoden« wie der Sohn sie kennt, und fürchtet die »Vergeltungen« so wenig wie der Sohn sie fürchtet. Denn die Korngolds haben bei allem Gegensatz, der jetzt zum erstenmal offenbar wird, das Gemeinsame, daß sie unerschrocken sind. Der Vater fürchtet nicht einmal die Mißdeutungen, die sich eben aus der Tatsache, daß er ein so einflußreicher Kritiker und der Sohn ein so großes Talent ist, organisch ergeben und die am besten aus der Welt zu schaffen wären, indem entweder jener diesen total unterdrückt oder selbst auf eine Tätigkeit verzichtet, die ja immer wieder den Schein einer Beziehung herstellen muß, welche jedoch, wie



wir nun von kompetentester Seite hören, tatsächlich nicht besteht. Aber er fürchtet auch nicht einmal die Begünstigungen, die aus dem Grunde der Verwandtschaft mit dem Musikkritiker der Neuen Freien Presse dem Komponisten zuteil werden könnten. Er ist eben unbeeinflussbar. Alles was für den Sohn geschieht, geschieht »nachweisbar gegen seine Intentionen«. Alles was gegen den Sohn geschieht, ist Vergeltung an dem unabhängigen Kritiker. »Unser Rechtsgefühl« — wir waren früher Advokat in Brünn — »erkennt und verzeichnet« ja auch die den andern jungen Komponisten »zugefügte Zurücksetzung«. Von Richard Strauß verlangen wir zwar nicht, »daß er es für seine Pflicht ansehe, während seiner Direktionsführung seine Opern und sein Schaffen zurückzustellen«, aber doch. Damit gegen unsere Intentionen öfter Opern vom jungen Korngold aufgeführt werden können. Bei denen wir doch selbst unsere musikkritische Tätigkeit zurückstellten und nur ein Stellvertreter, natürlich auch völlig unbeeinflusst und ohne jede Rücksicht auf uns, für unsern Sohn sich begeistert hat . . . Alles in allem enthüllt sich ein düsteres Familienbild. Der Vater hat, da »vom ersten Erscheinen des Wunderkindes an« die Verdächtigungen losgegangen sind, von der Geburt des Wunderkindes an gegen dasselbe Stellung genommen und es nicht aufkommen lassen, wo und wie er nur konnte. Man glaubte in der Öffentlichkeit, er habe ihm Ruhm zu trinken gegeben, aber er hat es nur im Wachstum gehemmt. Der Sohn setzte sich trotzdem durch. Es kam zu fürchterlichen Auftritten. In der Familie und in der Direktionskanzlei. Der Sohn hat sich dort aufgeführt, da es Richard Strauß nicht tun wollte. Der Vater wollte ihn schon längst nicht aufkommen lassen. Der Sohn griff einen Frankfurter Kritiker an, der ihn auch nicht aufkommen lassen wollte. Der Vater wußte sich keinen Rat mehr, sondern flüchtete in die Öffentlichkeit und griff Richard Strauß an, wiewohl dieser durch möglichste Hintanhaltung der Wiener Aufführungen ganz nach seinen Intentionen gehandelt hatte. Die Öffentlichkeit, in die sich alles geflüchtet hat, weil der Rahmen der Familie so viele Erlebnisse nicht mehr fassen konnte, ist ganz konsterniert. Wenn alles unwahr gewesen ist, so müßte sie auf ein Motiv des Wiener Lebens verzichten, das an Popularität den Müller und sein Kind abgelöst hatte. Ja, da sieht man, wohin es führt, wenn der bekannte Vaterkonflikt noch durch eine gemeinsame Leidenschaft für Musik verschärft wird. Aber andererseits

besteht doch wieder Hoffnung, daß gerade diese Interessengemeinschaft eine Grundlage für eine Verständigung schaffen wird. Vielleicht erfolgt gegen das Zugeständnis des Sohnes, daß er nicht mehr in der Zeitung polemisieren und in der Direktionskanzlei aufbegehren werde, das des Vaters, daß er ihm fortan kein Hindernis mehr in den Weg legen wird. Die Öffentlichkeit läßt sich gar zu leicht erschrecken. »Der eigene Vater der Protektion beschuldigt« und »Das eigene Kind ins Wasser geworfen«? Nicht doch, sie sind ja im besten Einvernehmen und sie schreien nur so, weil die andern nicht mehr mitmachen wollen.

* * *

Der junge Lederer

— aber da weiß man nur, daß er enthaftet ist.

* * *

Kunstkritik

— Mit seiner noblen Getragenheit und klangvollen, frischen Wärme — — Man hat ihn in den letzten Jahren selten gehört, nun erfreulicher Weise wieder häufiger. Er ist zwar aus der alten Schule, aber aus einer, die nie veraltet. Sein Vortrag —

Aha, Ersatz für Winkelmann! Sofort engagieren!

— hat die satten Farben der alten Meister — —

Ah so, ein zweiter Makart! Sofort ausstellen!

— — außerordentlich wirkungsvoll und an dem Vergnügen, ihn zu hören —

Ah so, also doch Ersatz für Winkelmann?

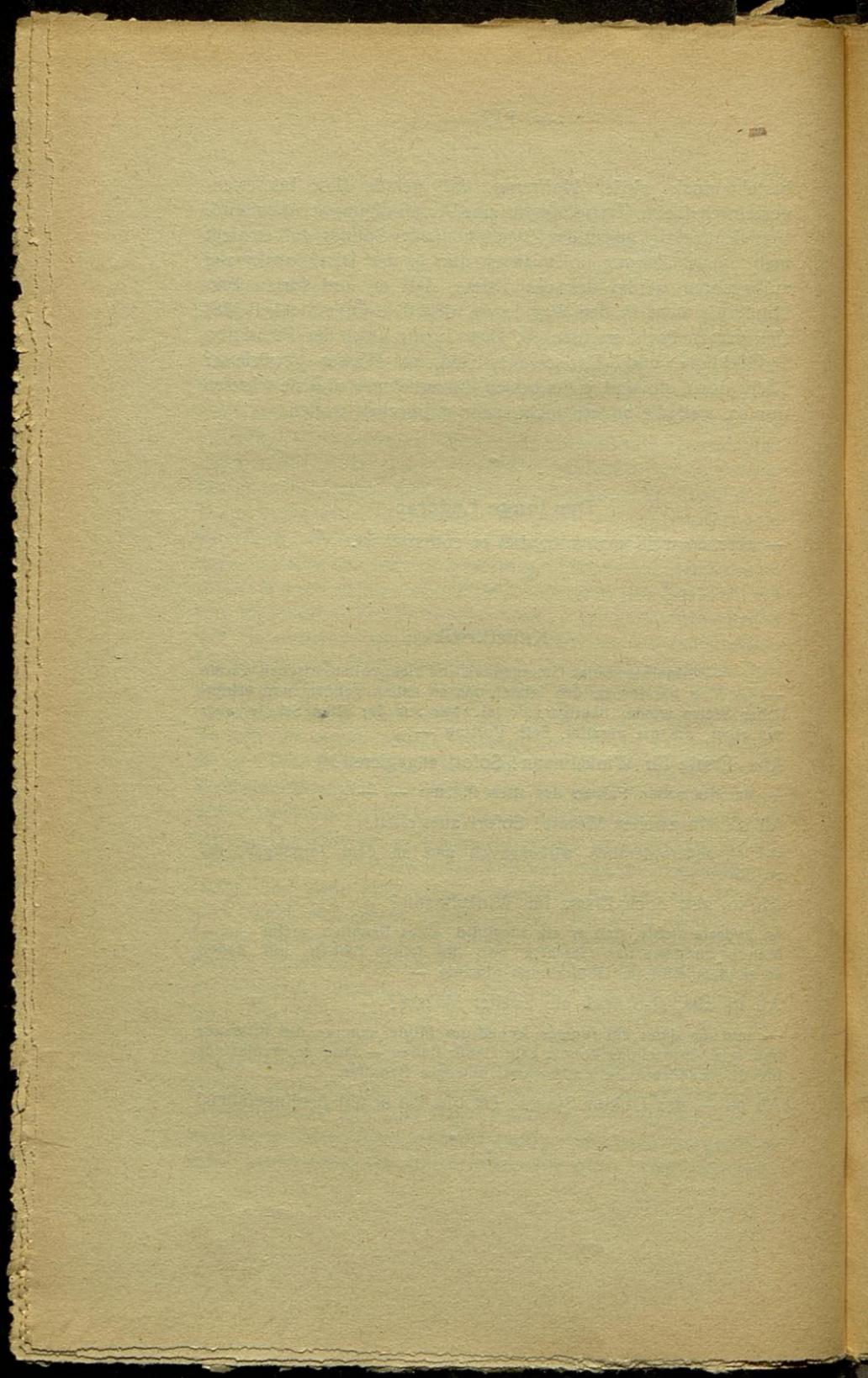
— änderte nichts, daß er ein Idealbild eines Beamten malte — — Man bewunderte das Geschick und die feinen Farben, mit denen er an dem Bild im Goldrahmen pinselte —

Ah so, aha, also doch ein zweiter Makart?

— und als dann ein inniger Appell um Milde kam — die Bitte um bedingte Verurteilung konnte kein Gehör finden — fand er, wenigstens bei den Zuhörern im Auditorium, bewegte Gemüter.

Ah so — der Doktor Steger! Da bin ich schön hereingefallen!

* * *



Noch eine Botschaft

an die Neue Freie Presse, die diesmal aber Anderen Gewinn bringt, der »Abschiedsgruß des amerikanischen Geschäftsträgers Arthur Hugh Frazier an die Wiener Musiker« :

»Ehe ich von der sympathischen Bevölkerung Wiens Abschied nehme, deren Geduld und Standhaftigkeit ich während des strengen Winters, der nun glücklicherweise ein Ding der Vergangenheit ist, bewundert habe, möchte ich mich noch mit einer besonderen Botschaft an die Musiker wenden, um ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken.

O, ich bitte —

Ich weiß, daß selbst unter normalen Verhältnissen ihre Existenz nur allzu oft eine schwierige ist, daß in der Zeit, da sie sich auf langem dornenvollen Wege die technische Fertigkeit ihrer Kunst aneignen, Heimsuchungen und Entbehrungen ihr Los sind.

Ach ja —

Die düsteren Tage, welche dem Umsturz folgten, vergrößerten die Schwierigkeiten des täglichen Daseinskampfes ;

O gewiß —

trotzdem haben die Musiker Wiens inmitten der immer wachsenden Hindernisse mutig die edlen Traditionen, die ihnen die großen Meister als Erbe hinterlassen, weiter auszugestalten und zu erhalten verstanden. Sie haben den Ruf der Stadt Wien als einen unvergleichlichen musikalischen Mittelpunkt gewahrt und dadurch die Dankbarkeit aller Musikfreunde erworben.

Zu gütig —

Es ist mein glühender Wunsch, daß Wien immer den Rang als führende Musikstadt einnehmen möge.

Vivat, Crescat, Floreat !

Er heißt Frazier, aber er ist nicht von Nestroy. Trotzdem erinnert es an den Dialog zwischen dem Titus Feuerfuchs und dem Friseur Marquis, der ihm so dankbar ist: »— nichts bleibt mir übrig, als Ihnen Beweise meines Dankes —« »O, ich bitte!« »— ich weiß nicht, wie ich meinen Dank, — mit Geld läßt sich so eine Tat nicht lohnen —« »O, ich bitt', Geld ist eine Sache, die —« »Die einen Mann von solcher Denkart nur beleidigen würde.« »Na, jetzt sehen Sie, — das heißt —« »Das heißt den Wert Ihrer Tat verkennen, wenn man sie durch eine Summe aufwiegen wollte.« »Es kommt halt drauf an —« »Wer eine solche Tat vollführt. —« »Es gibt Umstände, wo der Edelmuth —« »Auch durch zu viel Worte unangenehm

affiziert wird, wollten Sie sagen? Ganz recht, der wahre Dank ist ohnedies stumm; drum gänzlich Stillschweigen über die Geschichte.« (Marquis ab.) Titus (für sich): Der Marquis hat ein Zartgefühl; — wenn er ein schundiger Kerl wär', hätt' ich g'rad 's nämliche davon.

* * *

Ein Fünfzigjähriger

Ist der Roda Roda.

So flogen ihm ungezählte Scherze zu, mit denen er Zeitungen und Bände anfüllte, um nun wieder das damals an den Tag Gebundene vom Wertbeständigen zu sondern, weniger schreibend als früher, und damit — wie zu vermuten ist — wartend, bis die deutsche Mark wieder steigt und bis es sich sohin wieder auszahlt, neue Bücher zu edleren wird zu seinem Preise gesagt.

• • •

Was man alles auf Lager haben kann

Schadchen, welche Wiener Kaufleute auf Lager haben, wollen ihre Adresse bekanntgeben. Unter »Glückbringend 23902« an die Exp.

Das stand im Neuen Wiener Tagblatt, das von jenen kommerziellen Kreisen gelesen wird, die hier für das Angebot sowohl wie für die Nachfrage in Betracht kommen dürften. Es gelang ja gewiß etwas wie eine höhere Gerechtigkeit darin zum Ausdruck, daß Wiener Kaufleute einmal auch selbst auf Lager gehalten und vielleicht sogar in Zeiten der Knappheit versteckt und dann hinaufnummeriert oder auch freibleibend sofort greifbar offeriert werden und was dergleichen Usancen mehr sind, die sie nun am eigenen Leib erfahren können. Aber es handelt sich noch um eine ganz andere Ware, um eine, die so sehr versteckt wird, daß von ihr gar nicht einmal die Rede ist. Es handelt sich um andere, dem Plan der Schöpfung noch nicht so entrückte Lebewesen, die etwas

an ihrem Leib erfahren sollen. Es handelt sich nicht nur um einen Handel, der auf Erden, sondern auch um einen, der im Himmel geschlossen wird, und sich auf der Spitze dieses Dreckhaufens noch den Priester vorzustellen — und es könnte ja hinter dem Schadchen ausnahmsweise auch ein Gottesmann walten, der auf der Unlösbarkeit des Unternehmens besteht —: da möchte man doch in das hinterste Dschungel fliehen und die Jaguare und Hornvipern fragen, ob sie sich für die gewiß auch ihnen unerläßliche und immerhin wünschenswertere Fortpflanzung so schäbiger Mittel bedienen wie die Abonnenten des Neuen Wiener Tagblatts. Wofern man aber genug schmerzliche Phantasie hat, sich die soeben noch ahnungslosen Wesen vorzustellen, die, wenn die Annonce gewirkt hat und vom Schadchen das Glück gebracht ist, jene Wiener Kaufleute, eben dieselben, auf Lager haben werden — so möchte man ihnen schon jetzt zurufen: Laßt es nicht zu! Lasset euch, Ware der Ware, nicht begehren! Verschmähet das Glück! Eher mögen euch Leib und Seele verdorren, bevor ihr so zu Blüte und Frucht gelangt! Dienet und helft nicht, daß die Wiener Kaufleute sich fortpflanzen! Lieber ein Leben im Hurenhaus als eine Nacht im Warenhaus! Verbraucht euch selbst! Lebet euch selbst! Tötet euch selbst! Alles, nur eins nicht: Seid nicht auf Lager!

• • •

Merk's Wien

Besondere Beachtung verdienen in dem Berichte *Noblemaires* die Äußerungen über Wien, die nicht bloß durch ihre Wärme einen starken Eindruck machen, sondern auch beweisen, daß der französische Deputierte über die Aufgabe und über die Zukunft unserer Stadt ein klares Urteil besitzt. Wien, so führte er aus, sei die wahre Hauptstadt, der notwendige Hauptplatz Mitteleuropas, die Drehscheibe des ganzen Donaugebietes und der vorgezeichnete Rendezvousplatz aller Nachbarvölker. Wien müsse die ihm gebührende Stellung auch weiter bewahren und der französische Deputierte ruft den Nachbarstaaten zu, daß sie begreifen mögen, welches Glück es für sie bedeute, eine Stadt wie Wien in ihrer Nähe zu haben und sich ihrer Organisationen bedienen zu können. *Noblemaire* richtet diesen Appell allerdings nicht bloß an die Nachfolgestaaten, sondern auch an die

österreichischen Bundesländer, und das ist gewiß eine bemerkenswerte Tatsache. Man weiß oft im eigenen Hause nicht voll zu würdigen, was man besitzt, und man muß bisweilen erst von einem Fremden aufmerksam gemacht werden.

Wem sagen Sie das! Aber wenn wir auch bisher nicht gewußt haben, was wir an der Neuen Freien Presse haben, einer Organisation, deren sich unter den Nachbarstaaten bisher wohl auch nur Ungarn bedient haben dürfte — daß Wien eine Drehscheibe und ein Rendezvousplatz ist, haben wir doch immer gewußt, da wir ja auch das 8 Uhr-Blatt im Hause haben. Es braucht kein Geist vom Graben herzukommen, um das zu sagen, was jeder Nobelschani eh scho wissen tut. Wien ist der Rendezvousplatz aller Nachbarvölker, jedes Tagblatt vermittelt ein Rendezvous mit jener Dame und manches Haus dient dem Fremdenverkehr, indem es eines jener Rendezvoushäuser ist, deren Bedenklichkeit im Polizeibericht darin zum Ausdruck kommt, daß dort ein- und ausgegangen wird und daß die, die es tun, einander die Türklinke in die Hand drücken, weshalb auch in solchen Häusern so oft die Türklinken ausgewechselt werden müssen. Jene öffentlichen Lokale aber, in die man von der Straße eintreten kann, haben sogar Drehtüren, und da das Drahn überhaupt unser Leben ist, so wird man uns doch nicht erzählen wollen, daß wir uns der Mission Wiens, eine Drehscheibe zu sein, nicht Tag und Nacht bewußt wären. Den Engländern haben wir sofort nach Streckung der Waffen das Café Westminster repariert und den Franzosen ist man jetzt entgegengekommen, indem man den Namen des Café Ritz beseitigt hat, damit sie es nicht mehr mit dem Hotel Ritz verwechseln, und es Bar Pompadour genannt hat, damit sie sich doch bißl angeheimelt fühlen. Es geschieht, was geschehen kann. Rita und Stew werden den aus Paris stammenden Hochstaplertanz tanzen, der eine mondäne Fortsetzung des weltbekannten Apachentanzes ist, und man muß wohl nicht besonders erwähnen, daß jenes Wien, das vollendete Tanzkunst liebt, Rita und Stew im Trocadero im rassigen Hochstaplertanz wird gesehen haben wollen. Nur ich muß es besonders erwähnen, weil es dasselbe Wien ist, das sonst vergißt, die Trauerflöre für seinen Kaiser in der Garderobe abzugeben.

Wien

In einer Straße des dritten Bezirkes
ist ein wutkranker Schakal aufgetaucht.

Nirgend auf der Hemisphäre
leben solche Mißgeburten
wie im Land der Habledjehre;
und jetzt tragen sie noch Gurten.

Aug vom Schwein, Hyänenpranke,
doch ein elegantes Tragen,
in den Köpfen kein Gedanke —
da muß man schon tullisagen.

Drahn und obidrahn ihr Leben,
es ist eine eigene Sekte,
und mir wills den Magen heben
schon vor diesem Dialekte.

Taarlos —! ist ihnen alles,
stets wird Kaiserwetter lachen.
Hat jedoch der Dreck den Dalles,
no da kann man halt nix machen.

Doch es kann ja nix geschehen,
darum nur sich nicht genießen,
denn man wird ja doch da sehen
oder gar net ignorieren.

Diese jüdisch-arschen Töne
kommen wie von einem Grimmen
und gebannt von Schönflugschöne
hör ich schauernd Wiener Stimmen.

Bot der Himmel was er konnte:
D'Geigerbuam die bestbekannten,
so erstehn am Horizonte
sogenannte Resitanten.

Aber zu den Drahdwaberln
zählt die mudelsaubere Nichte,
Mädchenbrüste sind Gspaßlaberln,
aber Mehlspeisen Gedichte.

Dort bei Sirk, gleich um die Ecke
gilt es, seine Zeit zu nützen.
Denn das Leben dient dem Zwecke,
teils zu wurzen, teils zu blitzen.

Schieber schieben auf dem Striche,
Stritzi, Mitzi, Kipper, Wipper.
Aber jener fürchterliche
Oberleutnant hat den Tripper.

Gustomenscherln gibts hienieden —
manche, die es hergegeben,
mit dem Tausch war wohl zufrieden,
denn sie kriegte was fürs Leben.

Nichts besteht. Jedoch zu haben
alles ist bei den Lemuren.
Gehn die Weiber gern am Graben,
sind dafür die Männer Huren.

Wie sie wackeln mit den Ärschen,
eingedenk der Lorbeerreiser,
gerne ließen sie beherrschen
wieder sich von einem Kaiser.

Müssen mit dem Feind sich fretten —
Katzelmacher haben Lire.
Weiber bieten ihre Betten
und die Männer stehn Spaliere.

Diesen ist es eine Ehre,
jene heben ihre Hemden,
alles hebt sich im Verkehre
mit den langentbehrten Fremden.

Also fahr' ma, also drah' ma
um und auf vom Turf zum Thury —
Hetz und Gstanz und Ramatama,
Pallawatsch und Remasuri.

Unterhalten, überhalten
und ein Griff tief in das Tascherl.
Ehe alles bleibt beim Alten,
trinken wir halt noch ein Flascherl!

Nichts gelingt in diesem Lande,
dem gemütlich faulen, holden,
wo der Dialekt imstande,
den Verdruß dir zu vergolden.

Willst in hoffnungslosem Harren
telephonisch dich beklagen,
hält ein Kobold dich zum Narren
und wird gleich »Momenterl!« sagen.

Alles steht dir zu Gebote,
doch es steht. Und wie am Schnürl
geht es nur mit einer Note.
Oder auch durchs Hintertürl.

Alles steht herum im Raume,
alles hindert dich im Schreiten
und du lebst in einem Traume,
wo dich Lamien begleiten.

Auf Plakaten, grell und gräßlich,
stößt ein Eber seine Hauer
in das Leben — unvergeßlich
bleibe dir der Rockenbauer!

Tausendfacher Alpdruck täglich
soll dir ins Bewußtsein dringen.
Jenes Ungetüm, unsäglich,
kann die ganze Welt verschlingen.

Farbenbrüllend weist ein Satan,
wo die Quelle für den Durst ist,
doch das Maul vom Leviathan
zeigt, daß eh schon alles Wurst ist.

Magyar ember packt zuhause
Menschen an mit einem Messer.
Kurzerhand macht ers zur Jause
ab als der Salamifresser.

Pest der Straße, Fest der Presse,
diese prassen, jene fasten.
Tag und Nacht ist Teufelsmesse
zu den gräßlichen Kontrasten.

Unbewegt vom Untergange,
fühllos wo die Menschheit duldet,
wird dem Bürgersinn nur bange
nach den Mächten, die's verschuldet.

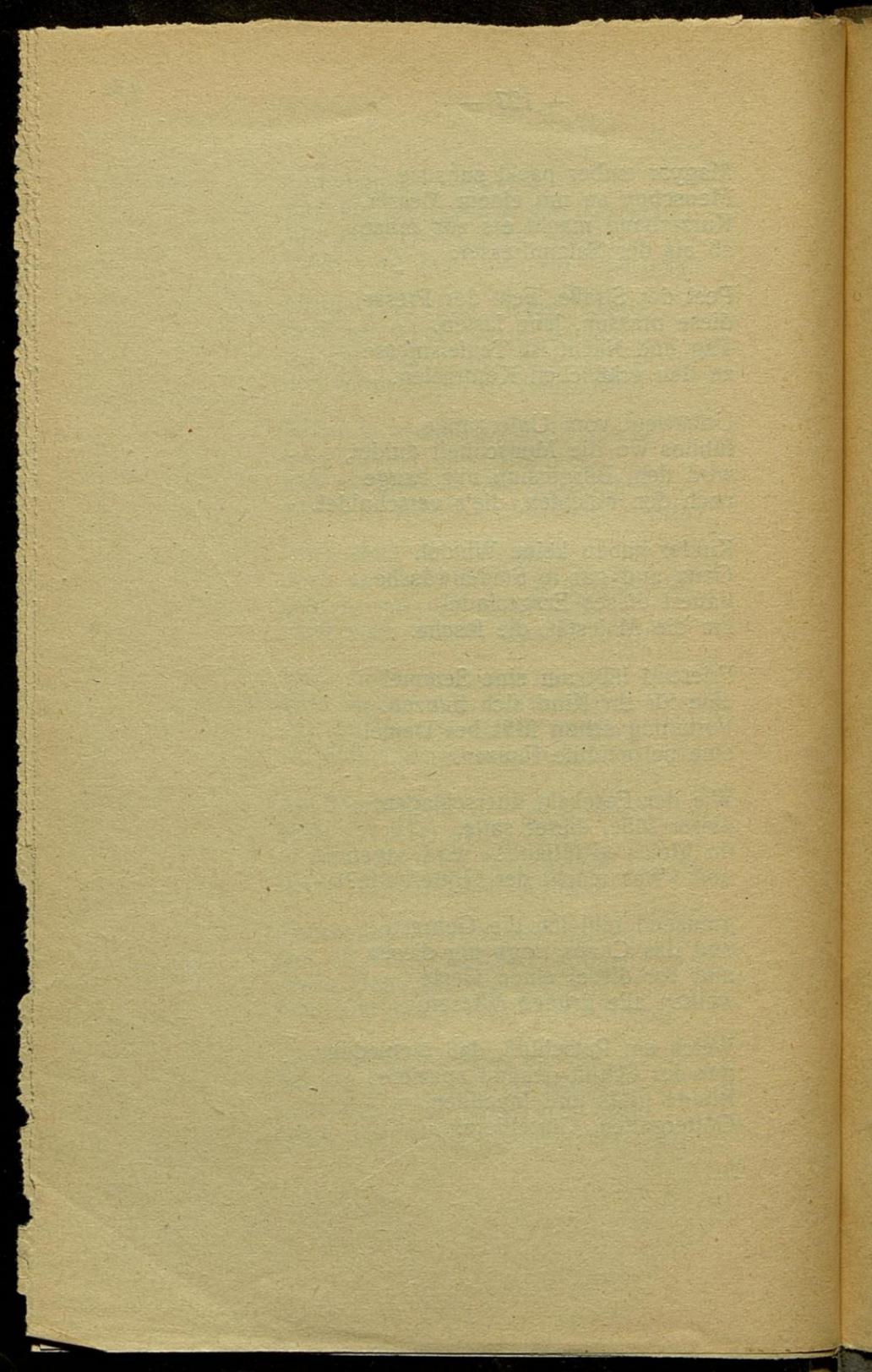
Kinder haben keine Windel.
Ganz und gar in Seidenwäsche,
trauert dieses Erzgesindel
um die Majestät, die fesche.

Frierend läßt um eine Semmel
eine für ihr Kind sich hunzen.
Vormittag schon frißt bei Demel
eine pelzgefüllte Funzen.

Wie der Feschak, unerschlagen,
dieser süße, dieser satte,
ihr gleich »Kißtiand!« wird sagen
und »Was macht der Göttergatte?« —

grausend fühl ich die Gebreste
und das Chaos rings um diesen
und vor dieser einen Geste
welken alle grünen Wiesen.

Welch ein Ratschluß, daß hienieden
nur der Schuft gesund spaziere!
Blinde gibts und Invaliden,
Göttergatten, Gürteltiere.



Welch ein Korsol! Jene hungern,
jene mühn sich und ermatten.
Und um die Hoteltür lungern
Gürteltiere, Göttergatten.

Diese Mienen, diese Mähnen
sonderbar gekerbter Wesen!
Schwarzgelb fleckige Hyänen,
doch sie können Kurse lesen.

Seht, wie sie die Luft beglotzen,
eh sie sie den Menschen nehmen.
Und sie können Phrasen kotzen,
diese blutgenährten Schemen.

Daß von Müttern sie geboren,
nimmer möchte ich es glauben,
die, nachdem die Schlacht verloren,
unverzagt den Tod berauben.

Nein, dem Teufel, ich will wetten,
sind sie als ein Furz entsprungen
oder gar aus Operetten
in das Leben eingedrungen.

Und noch immer nicht genug war,
was für sie die Menschheit büßte,
deren Opfer ein Betrug war.
Und das Leben wächst zur Wüste.

Wölfe sind es, groß und greulich.
Wahrt das Blut, das euch geblieben!
Schon hat sich ein Schakal neulich
wütend hier herumgetrieben.

Moderluft erfüllt die Gasse,
denn es leben nur Gespenster.
Um zu atmen, rat ich, lasse
schleunig schließen alle Fenster!

